univativ

Das Lüneburger Hochschulmagazin

Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!

Occupy Earth

Die globale Protest-bewegung

Das Zertrampeln kleiner Tiere

Und was noch alles Fetischismus sein kann

Newton vs. Ein-stein

Das Mysterium der Zeit

Wahlkämpfe heute

Der Machtkampf der Politik

Inhalt | Nr. 72

3 Editorial
4 Umfrage Was traust du dich nicht zu sagen?

Titel

5 Occupy Earth Wie aus Frust über gefühlte Hilflosigkeit weltweite Protestbewegungen entstehen
8 Füße, Leder, Luftballons Fetischismus: Gestern, heute und überhaupt
10 Pressefreiheit Wie die Freiheit der Presse im gesellschaftlichen Kontext steht
12 „Papa, ich bin schwul!“ Ein Generationskonflikt zwischen gestern und heute
14 Das wird man ja wohl noch hinterfragen dürfen Wer darf hier jetzt was nicht sagen?

Lüneburg & Umgebung

15 Kultur für lau? Das Semesterticket Kultur – mehr als nur Studierenden-Rabatt

Campus Inside

16 Gendergerechte Sprache Die Bedeutung der nicht wertenden Sprache in der Hochschulkommunikation

Globetrotter

18 It could be anybody Hauptsache irgendjemand ist zum Reden da!
19 Fremdländische Rätsel Die bunte Vielfalt von gesellschaftlichen Verhaltensweisen im Ausland
20 Die Sonne Myanmars Portrait einer Widerstandskämpferin

Zeitgeist

22 Isaac Newton vs. Albert Einstein Zeit ist immer da und immer gleich … oder?
24 Die Qual der Wahl Der Wahlkampf in den USA
26 Die ewigen Missionare Über die Zeugen Jehovas in Deutschland
28 Freiheit und Mut im Kino Ein Besuch bei den Nordischen Filmtagen in Lübeck
29 Und sonst so? Die Kunst des belanglosen Gesprächs

Kreativ

30 Der Besuch Eine Kurzgeschichte
32 Gedichte

Service

33 Univativ testet: Nichts als die Wahrheit! Die Woche ohne Lügen
34 Rezensionen

Editorial

Lest diese verdammte Zeitschrift und empfehlt sie gefälligst weiter, denn es ist immer eine Heidenarbeit bis das Ding endlich in den Druck geht! So wird man ein Editorial ja wohl noch beginnen dürfen. Oder etwa nicht? Nein, eigentlich nicht. Und warum? Weil es unangebracht ist und nicht der Norm entspricht. Die Gesellschaft klebt uns in vielen Dingen ein imaginäres Pflaster über den Mund. So ist es häufig Gang und Gebe nicht zu sagen beziehungsweise zu schreiben, was einem gerade wirklich durch den Kopf geht. Wahrheiten werden beschönigt oder vollkommen verschleiert und Lügen sind an der Tagesordnung. Denn manche Themen sind einfach völlig tabu. Reißt man die Klappe dann zu weit auf, bringt einem das nicht nur eine Rüge ein - in manch einem Land geht es gleich schnurstracks ins Gefängnis. Getreu dem Motto: Schweigt still und fügt euch! Auf der anderen Seite stehen die Stammtischparolen – Faust auf den Tisch, denn „das wird man ja wohl noch sagen dürfen!".
Was Ilse und Heinz jetzt wo sagen oder fragen dürfen, beschreibt Eva Lisa Königshofen in einem kritischen Kommentar zum Thema. In dieser Ausgabe lest ihr außerdem über Menschen und Initiativen, die sich von ihrem imaginären Pflaster gelöst haben. So hat Daria Radler ein exklusiv Interview mit der New Yorker Occupy Bewegung geführt, während Linda Schulzki die Demokratiebewegung in Myanmar aufrollt. Außerdem rücken wir Thematiken in den Vordergrund, die ansonsten gerne unter den Tisch fallen oder als Tabu gebranntmarkt werden. Informiert euch also über verschiedene sexuelle Fetische und lest, warum wir vor Freunden und Familie gewisse Themen nicht ansprechen. Doch bevor ihr euch ins Lesevergnügen stürzt, werden wir eines ja wohl noch loswerden dürfen: Nirgendwo kann man sich so gut selbst zum Ausdruck bringen, wie in einer Geschichte oder in einem Gedicht. Dementsprechend gibt es jetzt in der Univativ eine neue Rubrik, in der wir ab sofort Kurzgeschichten, Gedichte und Kunst drucken. Wenn also ein kreatives Herz in eurer Brust schlägt, zögert nicht und schickt uns euer Material!
In diesem Sinne: Fangt sofort an zu lesen, empfehlt uns weiter und macht gefälligst mit! :)

Eure Redaktionsleiterinnen,
Julia, Linda und Rike

von links: Frederike, Eva, Julia, Linda, Charlotte, Nele und Daria; unten von links: Anna und Nicolai

Impressum

Herausgeber:
Univativ - das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:
c/o DSI Dachverband der Studierendeninitiativen, Scharnhorststraße 1, 21335 Lüneburg
E-Mail: univativ@leuphana.de
Webseite: www.leuphana.de/univativ

Redaktionsleitung:
Julia Ines Forgacs, Linda Lucille Schulzki, Frederike Rausch

Geschäftsführung und Anzeigen:
Raya Ruppert

Layout:
Julia Ines Forgacs

Titelbild:
Julia Ines Forgacs mit einem Foto von Bente Selpien, Fotograf: Nicolai Wommer

Öffentlichkeitsarbeit:
Lasse Kamin und Jennifer Wilke

Webseite:
Hannes Harnack

Druck:
dieUmweltDruckerei GmbH, Hannover

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Nele Andresen, Anna Aridzanjan, Christopher Bohlens, Julia Ines Forgacs, Hannah Fuhrmann, Charlotte Huch, Eva Lisa Königshofen, Anka Mader, Daria Radler, Frederike Rausch, Linda Lucille Schulzki, Milena Scipio, Bente Selpien, Nane Simmersen, Enalin Sonal, Mariel Starkgraff, Julia Wigger, Morgan Winoah, Nicolai Wommer, Kai-Arne Zimny

Schlussredaktion:
Nele, Andresen, Anna Aridzanjan, Julia Ines Forgacs, Charlotte Huch, Eva Lisa Königshofen, Daria Radler, Frederike Rausch, Bente Selpien, Nicolai Wommer, Linda Lucille Schulzki, Mariel Starkgraff

Redaktionssitzung:
Termine unter: univativ@leuphana.de

Erscheinungsweise:
Vier Mal jährlich
Die Univativ Nr. 73 erscheint im April 2013

Und was ist mit den Frauen?
Aus Gründen der einfachen Lesbarkeit wird in der Univativ auf eine geschlechterspezifische Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten allerdings im Sinne der Gleichberechtigung für beide Geschlechter.

Was traust du dich nicht zu sagen?

Text: **Charlotte Huch** Bilder: **Bente Selpien**

Beneditkt, Kulturwissenschaften

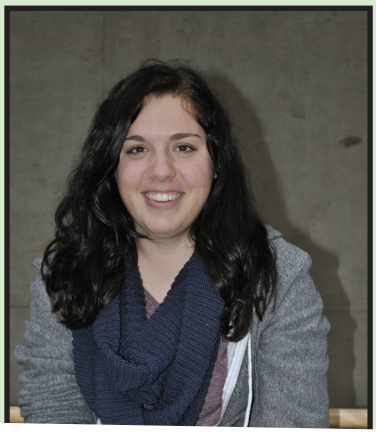
Ich habe jetzt einen Freund. Meinem Papa kann ich das nicht sagen. Noch nicht!

Cornelius, Wirtschaftspsychologie

Liebesgeständnisse sind schwer zu machen.

Anne, Lehramt

Höflichkeitslügen.



Valentina, Kulturwissenschaften

Meinen Eltern, dass ich ab und zu rauche.

Sarah, Kulturwissenschaften

Ehrlich gesagt, fällt mir nichts ein, was ich mich nicht traue zu sagen.

Susanne, Wirtschaftspädagogik

Wenn man länger für das Studium braucht als gewöhnlich, wird man oft schief angeguckt.

Sebastian, Wirtschaftspädagogik

Manchmal fühlt man sich dazu gezwungen, bei Fragebögen oder ähnlichem sein Kreuz dahin zu setzen, wo es gerne gesehen wird...

Björn, Wirtschaftsrecht

Manchmal kann man Freunden nicht sagen, wie es einem wirklich geht.

Occupy Earth

Wie aus Frust über gefühlte Hilflosigkeit weltweite Protestbewegungen enstehen

Text: **Daria Radler** Bilder: **Eva Lisa Königshofen**

Ob durchs Fernsehen, das Radio, einen Blick aus dem Fenster oder gar aus eigener Erfahrung – mittlerweile bekommt jeder von den Protestbewegungen mit, die Europa und die Welt wie eine Welle der Empörung zu überrollen scheinen.

Empörung über verschiedene Dinge. Während sich bereits 2010 der Begriff des „Wutbürgers" in Deutschland etablierte und schließlich von der Gesellschaft für deutsche Sprache zum Wort des Jahres erkoren wurde, haben Demonstrationen seither ein weit größeres Ausmaß angenommen.

Den Wutbürger definierte Spiegel-Autor Dirk Kurbjuweit, der das Wort entscheidend prägte, als „konservativ, wohlhabend und nicht mehr jung". Dazu sei er – wie der Name schon sagt – wütend. Besondere Erscheinungen solcher Wutbürger machten sich 2010 lautstark pöbelnd im Rahmen der Stuttgart 21-Proteste und im Aufeinandertreffen mit Sarrazin-Gegnern breit. Sie würden die persönliche Besitzstandswahrung erhalten wollen. Ein weiteres Wort, das zu heutiger Zeit mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Anwohner würden nicht plötzlich durch den Lärm neuer Einflugschneisen gestört werden wollen, alte Gebäude wie der Bahnhof in Stuttgart sollten gefälligst erhalten bleiben – die Dinge sollten so bleiben, wie sie seien.

Wutbürger, Bankenkrise und Arbeitslosigkeit

Doch nicht nur der Wutbürger ist wütend. Es sind die Folgen der globalen Finanzkrise, die damit einhergehenden Entlassungen und die folgende Arbeitslosigkeit, die Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit sowie letztlich das Gefühl, damit allein gelassen zu werden, die weltweit Menschen auf die Straße treiben. Parteizugehörigkeit, Vermögen und Alter spielen hier keine Rolle mehr.

Während in Deutschland an verschiedenen Punkten Folgen der Bankenkrise erkennbar werden, sind die südeuropäischen Länder weitaus gravierender betroffen.

So kämpfen Griechenland und Spanien zurzeit beispielsweise mit den weltweit höchsten Arbeitslosenquoten. In Spanien liegt diese laut Länderanalyse der Internationalen Arbeitsorganisation bei 24,5 Prozent, in Griechenland bei 22,3 Prozent. Noch schlimmer sind Jugendliche unter 24 Jahren betroffen: Jeder zweite ist arbeitslos, trotz teilweise hervorragender Abschlüsse und zusätzlicher Qualifikationen. Während sich viele durch Ersparnisse oder befristete Praktika über Wasser halten, sind sie eigentlich Vollzeitarbeitssuchende.

In Griechenland bangen die Menschen zudem tagtäglich um das Bestehen in der Euro-Zone. Anfang November 2012 verabschiedete die Regierung dort gezwungenermaßen ein neues Sparpaket, um vorerst die weitere Unterstützung internationaler Geldgeber zu sichern. 13,5 Milliarden Euro sollen infolgedessen bis 2016 eingespart werden. Die Auswirkungen machen sich besonders beim einfachen Bürger bemerkbar: Rentenkürzungen und das Anheben des Renteneinstiegalters von 65 auf 67, ein gelockerter Kündigungsschutz, sowie nicht zu erhaltendes Kindergeld im Falle eines Jahreseinkommens in Höhe von über 18.000 Euro – Das Brutto-Durchschnittsgehalt liegt in Deutschland vergleichsweise bei etwa 32.000 Euro.
Die Reaktion etlicher Bürger: Entsetzen, Unverständnis, Proteste. Gewaltsame Ausbrüche am Rande der Demonstrationen stießen auf Blendgranaten und Tränengas.

Demonstrationen auf der ganzen Welt

„Die Demonstrationswelle, die wir jetzt im Süden erleben, wird sich auf ganz Europa ausbreiten", prophezeite die griechische Abgeordnete Elena Panaritis Anfang Oktober 2012. In vielen Aspekten kann man ihr bereits recht geben. Proteste über Proteste, Camps vor bedeutenden Finanzgebäuden, Demonstrationen, Aufstände, Streiks. Sie sind keine Einzelfälle mehr. Fast täglich hört man momentan von Ausfällen im öffentlichen Verkehrsnetz, von Ausschreitungen auf jüngsten Ereignissen. Die Frage ist, was noch kommt. Auf Seiten der Demonstranten wolle man nicht eher zurücktreten, als dass eine Lösung gefunden werde, die für alle akzeptabel sei. Es gehen Bilder von Protestbannern um die Welt: „Erst geht das System, dann gehen wir!! Occupy Earth". Seit über einem Jahr halten die Demonstranten im Rahmen der globalen Occupy-Bewegung nun schon

an diesem Motto fest und sorgen für weltweites Aufsehen.

Während sich die Bewegung vor einem Jahr noch auf die Besetzung der Wall Street in New York und die damit verbundene symbolische Besetzung der Finanzwelt bezog, ist sie in kürzester Zeit zu einer weltweiten Protestbewegung übergelaufen.

Trotz mehrerer hundert Interviewanfragen von Studierenden weltweit hatte Univativ das Glück, ein Telefoninterview mit einem Occupy-Demonstranten aus New York führen zu können.

Luke Richardson (26) lebt in Brooklyn, New York. Zurzeit arbeitet er als Kellner in einem Restaurant, es sei kein besonders toller Job, aber damit ließen sich die Rechnungen zahlen und es stünde täglich Essen auf dem Tisch. Seit Wirbelsturm Sandy Ende Oktober 2012 auf die Ostküste Amerikas traf und ganze Viertel der Weltmetropole New York lahmlegte, engagiert sich Richardson in der Occupy-Bewegung auf einer Vollzeit-Basis.

1% der amerikanischen Bevölkerung besitzt mehr Geld als die restlichen 99%, in deren Namen Occupy-Befürworter handeln

„Occupy bedeutet für mich Aktion. Du besetzt etwas, was bedeutet, dass du in gewisser Weise Kontrolle darüber übernimmst. Im Finanzviertel habe ich diese Menschen gesehen, die mit unseren Leben spielen und mehr Geld verdienen, als sie je in ihrem derzeitigen Leben benötigen könnten. Also werden wir es besetzen. Wir werden nicht zulassen, dass sie sich so verhalten, wir werden sie damit nicht mehr durchkommen lassen.", so Richardson über seine Ambitionen, zu protestieren.

„We are the 99 percent"

Rekord: 293 Tage bestand das Protestcamp vor der Europäischen Zentralbank in Frankfurt – das langlebigste Occupy-Camp weltweit.

Es sei falsch und ungerecht, dass die 400 reichsten Amerikaner mehr verdienen als die restlichen 150 Millionen. Unter dem gemeinsamen Slogan „We are the 99 percent" richtet er sich zusammen mit anderen Demonstranten gegen die weiter aufklappende Schere zwischen arm und reich in Amerika.

Eine tägliche Routine hat Luke nicht: Medienarbeit, Videodrehs, Dokumentationen und Veröffentlichungen – kein Tag sei wie der vorherige. Manche Tage wären stressig, aber die Ergebnisse seien fantastisch. „Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, zu sehen, welch globales Ausmaß die Proteste mittlerweile angenommen haben", berichtet Richardson.

Doch Sandy versetzte auch die Demonstranten, die über ein Jahr im Finanzviertel rund um die Wall Street präsent waren, um gemeinsam auf Missstände und Ungerechtigkeiten aufmerksam zu machen, in eine neue Lage. Denn mit den 375.000 New-Yorkern, die evakuiert wurden, mussten auch sie sich vorerst zurückziehen.

„Direkt nach dem Sturm sind wir in Aktion getreten und haben Gruppen gebildet, haben eine medizinische Versorgung hergestellt", erzählt Luke am Telefon. „Wir haben Leute, die Schnellküchen für sehr wenig Geld aufbauten und somit täglich tausende Menschen ernährten. Wir haben mobile Ärzte, die ganze Gebäude mit Medikamenten ausgestattet haben." Vor allem ältere Menschen hätten zum Teil tagelang keine menschlichen Kontakte gehabt, da die Stromversorgung unterbrochen war, wären aber auf die medizinische Versorgung angewiesen.

Der Sturm habe zugeschlagen und hunderte und tausende Menschen in einer schrecklichen Lage zurückgelassen. Evakuierungen, Überschwemmungen, Zerstörung – die Ausmaße wurden erst in den folgenden Tagen sichtbar. „Occupy Sandy wird von den Menschen angetrieben, die direkt betroffen sind", erklärt Richardson. „Die Menschen, die ihre

Häuser verlassen mussten, die Menschen, die ohne Heizmöglichkeiten und Warmwasserzugang zurückgelassen wurden, werden handeln und sich organisieren, um die Schäden zu beheben. Wir werden nicht darauf warten, dass andere sich um uns kümmern. Wir werden unsere eigene Erfahrung mit den Menschen teilen, die gerade unsere Hilfe benötigen und wir werden ihnen etwas von dem Machtzugang, den wir haben, abgeben."

Luke berichtet, dass er viele verschiedene Hilfsorganisationen und Menschen vor Ort gesehen hat, die halfen, dass die Occupy-Bewegung jedoch die erste gewesen sei. „Ich denke, das spricht für unsere mobile Handlungsfähigkeit." Occupy sei nach Lukes Einschätzung am besten mit einer anpassungsfähigen Anarchie zu vergleichen, da sie in der Lage seien, umgehend auf Missstände zu reagieren, ohne langwierige demokratische Verfahren berücksichtigen zu müssen.

Demonstrationen im Frankfurter Bankenviertel

Als Luke nach einem persönlichen Moment gefragt wurde, den er während der Proteste erlebte und möglicherweise nie vergessen würde, erzählte er von seiner ersten Protestwoche: Tagtäglich sei er zusammen mit anderen Demonstrierenden in der Wall Street gewesen, um die Aggressionen und die Angst, die sie alle in sich trugen, herauszubrüllen. Am siebten Tag seien sie schließlich in Richtung Innenstadt marschiert, als er sich plötzlich umdrehte und überall Menschen standen, die ihre Protestparolen wiedergaben.

„Da waren plötzlich tausende Menschen, wir alle waren eine Gemeinschaft."

Basierend auf Solidarität untereinander und dem Gefühl, in der Masse etwas verändern zu können, kritisieren Occupy-Befürworter weltweit das zunehmende Gefühl massenhafter Ungerechtigkeit. Doch obwohl ein hohes Wut- und Frustpotenzial vorhanden ist, ruft die Bewegung zu friedlichen Versammlungen auf.

Der gegenseitige Respekt und die Gleichwertigkeit eines jeden Demonstranten scheint letztlich auch das zu sein, was die Bewegung so stark macht. Occupy Wall Street, die Bewegung, die am 17. September 2011 in New York startete, ist mittlerweile laut der eigenen Facebookseite auf über 1.500 Städte weltweit übergesprungen.

Auch in der Politik wurde früh erkannt, dass die Bewegung mehr als nur eine Randbewegung darstellt. „Die Proteste beweisen, dass die ökonomische Krise zu einer gesellschaftlichen Krise wird. Die Bürger zweifeln an der Handlungsfähigkeit der Politik", stellte Peer Steinbrück in einem Spiegel-Interview im Oktober 2011 fest – zeitgleich sympathisierten laut einer Emnid-Umfrage 87 Prozent der deutschen Bevölkerung mit der Occupy-Bewegung.

Während die Proteste in Deutschland in den letzten Monaten deutlich zurückgegangen sind, scheint die Zahl der Demonstrationen in Südeuropa stetig zu steigen. Occupy hat sich zu einem Oberbegriff für jegliche Arten von Demonstrationen entwickelt, die Missstände durch Ungleichheit auf wirtschaftlicher sowie gesellschaftlicher Ebene kritisieren.

"We're all in it together", sagte Luke, als er sich am Telefon verabschiedete – ein wohl genauso passender Abschluss für diesen Artikel.

Für mehr Informationen zu aktuellen Aktionen:
http://occupywallst.org/
http://occupytheory.org/
http://www.occupytogether.org
http://www.facebook.com/OccupyWallSt
http://www.facebook.com/OccupyTogether

Füße, Leder, Luftballons

Fetischismus: Gestern, heute und überhaupt

Text: **Frederike Rausch** Bild: **Bente Selpien**

„Dass ich auf Frauenfüße stehe, habe ich so ca. mit 21 raus gefunden. Stieß zufällig auf einen Fußfetischclip, in dem eine dunklere Frau mit tiefroten Lippen an ihren bestrumpfhosten Zehen saugte. Ich war völlig hin und weg.“

Bei Marlon42 sind es Füße, bei RedMelody Ohren und bei TurboLEA Ellbögen. Aber nicht nur Körperteile, sondern auch Kleidungsstücke - ja, selbst Nahrungsmittel können das „hin und weg“ Gefühl auslösen. Die sexuellen Vorlieben von Fetischisten sind zahlreich.
Das Wort „Fetisch“ leitet sich aus dem lateinischen Verb „facere“ (machen) und dem portugiesischen Wort „feitico“ (Zauber) ab. In seiner Urform bezog sich der Begriff auf religiöse Gegenstände, denen gewisse Zauberkräfte zugesprochen wurden. Ende des 19. Jahrhunderts wurde er von dem Psychologen Alfred Binet auf den Bereich des Sexuallebens ausgedehnt. Seitdem versuchen Forscher zu ergründen, wie es dazu kommt, dass Menschen Achselhöhlen oder Strumpfhosen wie Götter verehren. In Sigmund Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ von 1905 finden sich erste Ansätze einer Antwort. Unter dem Titel „Ungeeigneter Ersatz des Sexualobjekts“ leitet Freud den Fetischismus aus der der phallischen Phase entstammenden Kastrationsangst ab. („Ungeeignet“ erscheint ihm der Fetisch, da er das für den Koitus erforderliche Objekt – also das weibliche Genital – ersetze.)
Andere Sexualwissenschafter argumentieren, dass einschneidende Erlebnisse oder Liebesentzug die Entstehung eines Fetisches bewirken können. Außerdem wird spekuliert, inwiefern die Vererbung eine Rolle spielt. Aber es wird noch abstruser: Der Fetisch wird als eine bisexuelle Identifikation mit der Mutter verstanden, als die Flucht vor Inzest, die Abwehr präphallischer Ängste. Dann wieder „nur“ als Objekt, mit dem sich das Ich identifiziert.

Wer die Ursachen und Gründe des Fetischismus verstehen will, landet in einem Labyrinth von Deutungen. Licht ins Dunkel kann nicht gebracht werden. Es fehlen repräsentative Studien. Warum? Vielleicht, weil die „Betroffenen“ lieber unter sich bleiben. Hielt man noch vor einigen Jahrzehnten mit seinen sexuellen Vorlieben hinter Zaum, können sich Fetischisten in Zeiten der Informationsgesellschaft leicht mit Gleichgesinnten austauschen. Das Internet bietet eine Fülle von Foren, in denen jede Passion bedient wird. Seien es nun getragene Socken oder Gummihosen. Ganz neu im Trend liegen übrigens so genannte „Looners“, also Luftballon-Liebhaber. Es sind aber nicht nur Objekte oder Körperteile, die einen Menschen sexuell erregen können.

Selbst Farben und einzelne Wörter wirken auf manch einen luststeigernd. Andere werden dagegen von gewissen Rollenspielen oder der Gefahr erwischt zu werden sexuell angezogen. Forscher sind sich uneinig, was nun als Fetisch zu gelten hat. Einige sprechen nur von Objekten, andere zählen Körperteile hinzu. Wiederum andere bezeichnen alles, was einen Menschen sexuell anzieht, als einen Fetisch. Offensichtlich gibt es verschiedene Abstufungen von sexuellen Fetischismen. Er ist von Person zu Person unterschiedlich stark ausgeprägt. Dazu kann er sich auf alles mögliche beziehen. Je nach dem in welchem Rahmen sich der Fetisch bewegt, rufen die Vorlieben neben Spott auch Unverständnis und Ekel hervor. Einen Fetisch für Füße oder Leder zu haben, ist mittlerweile gesellschaftlich akzeptiert. Da ist die Rede von einem „gesunden“ Fetischismus, der eine Beziehung auf Trab halten kann. Doch in der Welt der Fetische geht es nicht nur um peitschenschwingende Dominas, große Brüste oder rasierte Genitalien. Es kann auch im wahrsten Sinne des Wortes ziemlich schmutzig zugehen. Da feiern die einen mit Natursekt und Kaviar (Synonyme für Urin und Stuhl), während die anderen das Gefühl lieben, in getragenen Windeln gleich einem unartigen Kleinkind gerügt zu werden.

Sollte ab diesem Punkt von „krankhaftem“ Fetischismus gesprochen werden? Nicht unbedingt. In der Psychoanalyse und Sexualwissenschaft muss selbst das sexuell stimulierende Windeltragen nicht als behandlungsbedürftig gelten. Kritisch werde es erst, wenn der Fetischist vorzugsweise die geliebten Objekte als den eigenen Partner bespringt. Oder wenn ein hoher Leidensdruck entsteht, z. B. weil eine sexuelle Erregung ohne das entsprechende Lustobjekt nicht mehr möglich ist. Ein sexueller Fetisch kann also einfach eine sexuelle Präferenz sein oder eine ernsthafte Sexual- und Persönlichkeitsstörung. Dabei sind die Übergänge fließend. Zu

Lustvolle Spiele in öffentlichen Räumen können auch mehr als anregend sein …

einem ähnlichen Schluss kam schon Richard von Krafft-Ebing um 1879. Dieser postulierte übrigens, dass nahezu jeder Mensch gewisse Vorlieben für bestimmte Körperteile, Gerüche oder Kleidungsstücke habe. Aber was tun, wenn der Fetisch zu übermächtig wird? Wenn der „Betroffene“ sich in der eigenen Haut nicht mehr wohl fühlt? Nur die wenigsten Fetischisten lassen sich behandeln. Und wenn doch, kommen wie bei „gewöhnlichen“ Verhaltensstörungen Psychotherapien in Frage. Die Behandlungsmethoden variieren dabei selbstredend vom jeweiligen Gehirndoktor.

Bei den frühen Sexualforschern wie Freud und Krafft-Ebing ist der Fetischismus übrigens ausschließlich männlich konnotiert. Von weiblichen „Abirrungen“, wie Freud es bezeichnet, sei nichts bekannt. In der frühen Phase der Sexualwissenschaft gibt es generell nur männliches Begehren. Über so etwas wie sexuelle Lust verfüge die Frau nicht. Warum sollte sie also etwas mit Fetischen am Hut haben? Von diesem Stereotyp wurde erst nach dem zweiten Weltkrieg nach und nach abgewichen.

Fetischismus galt unter den Sexualforschern lange als pervers. In dieser Hinsicht hat sich einiges verändert. Als abartig gelten Fetisches heutzutage nicht mehr, da sind sich eine Reihe von Wissenschaftlern einig. Sobald die sexuelle Vorliebe allerdings in den Bereich des illegalen abruscht, stellt sich doch ein allgemeines Würgen ein. Beispiel: Kürzlich wurde eine Italienerin aufgrund ihres „Crush-Fetischs“ zu einer Bewährungsstrafe und einer Geldbuße von 3.400 € verurteilt. Die 40-Jährige zieht ihre sexuelle Erregung daraus, dass sie in High-Heels steigt und kleine Tiere zerquetscht. Solche Vorlieben lassen doch unweigerlich die Frage aufkommen: Warum tun Menschen das?

In aktueller Literatur wird die sexuelle Anziehung zu Objekten oder Körperteilen, etc. eher als „harmloses Spielchen“ beschrieben. Allerdings zählt der Fetischismus im Internationalen Krankheitscode (ICD 10) zu den Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen. „Störung der Sexualpräferenz“ heißt es da. Dadurch fühlen sich viele Fetischisten zurecht diskriminiert. So lange die Mitmenschen nicht geschädigt werden, sollte keine Person aufgrund ihrer sexuellen Vorliebe in die Kategorie „unnormal“ eingeteilt werden. So auch die Meinung des modernen Sexualforschers Erwin Häberle.

Vor allem das Internet hat in Sachen Fetischismus für eine breite Aufklärung gesorgt. Niemand sollte sich mehr wegen seiner sexuellen Hingezogenheit zu Objekten, Körperteilen oder Rollenspielen schämen. Als prominentes Beispiel für einen Fetischisten wäre übrigens Quentin Tarantino zu nennen. Dieser steht ganz offen zu seinem Fuß-Fetisch. Und wer seine Filme kennt, wird vielleicht aufgefallen sein, dass ziemlich häufig nackte Füße zu sehen sind.

Pressefreiheit

Wie die Freiheit der Presse im gesellschaftlichen Kontext steht

Text: **Julia Ines Forgacs** Bild: **Reporter ohne Grenzen**

Die Presse ist eine der einflussreichsten Stimmen in unserer Gesellschaft. Was Zeitungen schreiben, ist die Quelle für unser Wissen über die Welt. Deswegen können Machthaber den Journalismus als manipulatives Instrument missbrauchen. Dies gilt sowohl für autoritäre, wie auch demokratische Regierungen. Wenn Journalisten gezwungen sind Geschehnisse zu verschleiern und ihre Meinung zu unterbinden, ist das ein Mangel an Pressefreiheit. Wenn diese nicht gewährleistet ist, besteht eine fast vollständig eingegrenzte Möglichkeit zur Information über Korruption und Machtmissbrauch.

Welchen Wert hat die Presse, wenn Pressefreiheit nicht gewährleistet ist und welche Mittel bleiben Menschen, um unabhängig von den beeinflussten Medien an wahrheitsgetreue Informationen zu gelangen?

Die Presse hat selbstverständlich weiterhin den Wert, über Geschehnisse aufzuklären, solange der Adressat diese kritisch betrachtet. Die Betrachtungsweise macht es dem Menschen möglich, sich über manipulative Elemente der Presse hinwegzusetzen. Eine andere Möglichkeit bleibt das Internet. Der Onlinejournalismus macht Informationen aus aller Welt zugänglich und lässt zu, dass auch Laienjournalisten ihre Erlebnisse schildern. Dies eröffnet ein ganz neues Feld der Berichterstattung. Die daraus resultierende Vielfalt gibt die Chance, unterschiedliche Berichte zu vergleichen und sich dadurch der unverfälschten Wahrheit anzunähern. Es wäre naiv zu glauben, dass diese Möglichkeit jedem eröffnet ist: Gerade in China existiert Internetzensur in massivem Ausmaß. Da bleibt mit Sicherheit nichts zu glauben.

Die Realität zeigt, dass in zu vielen Ländern freier Journalismus als kriminell definiert und Kriminalität an freien Journalisten ermöglicht wird. Allein 2012 wurden 89 Journalisten, sowie 47 Online-Aktivisten und Laienjournalisten getötet - allein 67 davon in Syrien. 193 Journalisten sind aktuell in Haft. 131 Online-Aktivisten ebenso. Hiervon 99 in China. Viele dieser Übergriffe bleiben ungestraft. Die ausgewählten Beispiele machen die logische Verknüpfung deutlich: Der Grad an Freiheit der Presse steht und fällt mit dem Grad der Freiheit der Menschen und somit der politischen Situation. Pressefreiheit und Menschenrechte gehen jedoch nicht nur miteinander einher - Pressefreiheit ist ein Menschenrecht.

Das folgende Zitat ist im Artikel 19 der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1948 zu finden:

„Jeder Mensch hat das Recht auf freie Meinungsäußerung; dieses Recht umfasst die Freiheit, Meinungen unangefochten zu vertreten sowie Informationen und Ideen mit allen Kommunikationsmitteln ohne Rücksicht auf Grenzen zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.“

Wenn dieses Menschenrecht verletzt und die Wahrheit somit verschleiert wird: Wie soll das Individuum dann fähig sein sich eine eigene Meinung zu bilden? Und wenn das Individuum sich keine eigene Meinung bilden kann: Wie soll eine gesellschaftliche Entwicklung dann voranschreiten? Presse, Politik und Gesellschaft gehen Hand in Hand. Um Missstände in Ländern zu überwinden, braucht es freie journalistische Arbeit, die Aufklärung leistet.

Die Problematik der Meinungs- und Pressefreiheit scheint geographisch weit entfernt, jedoch zeigt die Rangliste der Organisation „Reporter ohne Grenzen“ im Rückblick auf 2011, dass es auch auf europäischen Raum steigende Eingrenzungen, sowie wachsende Unterschiede zwischen den Ländern gibt. Hier ein kleiner Einblick:

Erhebliche Schwierigkeiten gab es in Bulgarien mit Rang 80, wo Angriffe auf Journalisten, sowie Todesdrohungen gegen diese immer wieder getätigt wurden. Griechenland, welches ebenfalls nur Platz 70 erreicht hat, „glänzte“ mit kriegsähnlichen Bedingungen für Fotografen und Kameraleuten wegen Berichten über die Wirtschaftskrise. Italien erlangte Platz 61 - mit etwa zwölf Journalisten unter Polizeischutz. Bei letzterem wurde durch den Rücktritt Berlusconis jedoch ein Aufschwung erwartet. In Ungarn (Platz 40) nahm die Regierung steigenden Einfluss auf die Medien, indem sie neue Gesetze erließ und in Frankreich (Platz 38) gab es Einschränkungen im investigativen Journalismus, wenn er politikbezogen war.

Deutschland befindet sich 2011 auf Platz 16. Hier gestaltete sich der Zugang zu Behördeninformationen schwierig und der Schutz von Quellen und Informanten war nicht immer gewährleistet. Ganz vorne auf Platz eins liegt wiederum Finnland.

„Sogar“ in einem demokratischen, aufgeklärten Land wie Deutschland besteht noch ein Eingriff in die Pressefreiheit. Das zeigt auf, dass journalistischen Widerstandskämpfern noch ein weiter Weg bevor steht, bis sie die notwendigen Rechte erreichen und somit eine aufklärende Medienlandschaft gesichert ist.

Wer sich mehr über die Thematik informieren möchte findet zum Beispiel Informationen unter www.reporter-ohne-grenzen.de. Hier gibt es Daten zu der aktuellen Situation weltweit, sowie Jahresberichte und Satzungen zurück bis zum Jahr 2006.

Die Organisation wurde 1985 im südfranzösischen Montpellier von einigen Journalisten gegründet, um die Meinungs- und Pressefreiheit zu schützen. Heute arbeiten sie mit über 140 Korrespondenten zusammen, welche die weltweite Situation beobachten und dokumentieren. Sie stehen außerdem mit Nicht-Regierungs-Organisationen im Kontakt. Teil ihrer Arbeit ist es, internationale Unterstützung für angeklagte oder inhaftierte Journalisten zu organisieren - in Form von Rechtsbeistand, Kautionszahlungen und Prozessbeobachtern. Bei akuter Bedrohung versuchen sie Journalisten außer Landes zu transportieren und sie fördern unabhängige Medien, welche sich nicht der Eingrenzung des Landes ergeben und deswegen bedroht oder angegriffen werden. Dies als kleiner Einblick in ihre Arbeit, welche sich durch Spenden, Mitgliedsbeiträge und den Vertrieb von Fotobänden finanziert.

Die Informationen auf der Homepage geben einen guten Überblick der Situation. Trotzdem steht die Organisation unter der Kritik einer sehr einseitigen Berichterstattung, weswegen die Artikel kritisch betrachtet werden sollten. Alexander Hessel und Michael Haller veröffentlichten 2003 den Artikel „Auf die Plätze. World Press Freedom Index von Reporter ohne Grenzen: moralisch legitim, doch handwerklich nicht einwandfrei“ in der Zeitschrift „Message“. Hier kritisierten sie das Vorgehen der Organisation zur Indexerhebung. Da kommt die Frage auf, inwiefern Journalismus noch vertrauenswürdig sein kann, wenn eine Organisation, die sich für und im Namen des Journalismus einsetzt, sich kritisierbar macht?

An dieser Stelle ein Appell daran, immer kritisch mit den Medien umzugehen. Das kann nicht oft genug gesagt werden: Denn auch wenn Pressefreiheit gewährleistet ist, bedeutet das nicht, dass diese nicht weiterhin manipulativ wirken kann. Deswegen ist die Kontrolle der Presse genauso wichtig wie ihre Freiheit.

Eine Anzeige der Kampagne „Recht auf Information“ von der Organisation „Reporter ohne Grenzen“

„Papa, ich bin schwul!“

Ein Generationskonflikt zwischen gestern und heute

Text: **Charlotte Huch & Nele Andresen** Bilder: **Marco Barnebeck / pixelio.de & www.dieprojektoren.de / pixelio.de**

Wir kennen das doch alle, diese Heimlichtuerei vor den Eltern. Mit 14 Jahren erzählt man ihnen nicht, dass man bereits einen Freund hat. Sie wissen nicht, dass man längst Alkohol trinkt und auch schon mal an einem Joint gezogen hat. Auch ahnen sie nicht, dass man manche Tage lieber im Park, als in der Schule verbringt und das eine oder andere Mal eine Packung Kaugummi aus dem Kiosk hat mitgehen lassen . Außerdem denken die meisten Eltern: „Natürlich ist unsere Tochter noch Jungfrau!“ und der Gedanke an eine Schwangerschaft mit 14 Jahren kommt den meisten gar nicht erst in den Sinn … Diese Geheimnisse entstehen durch Schamgefühl und Angst vor den Reaktionen der Eltern. Manchmal – vor allem in der Pubertät – geht es die Eltern auch nichts an, was man gerade macht oder denkt. Solche Schwierigkeiten vergehen meistens wieder. Man wird älter. Die Eltern vertrauen einem mehr und man hat mittlerweile andere Probleme, als den Freund vor den Eltern zu verheimlichen. Es gibt allerdings auch Lebenssituationen, die selbst noch bei Menschen, die schon lange die Pubertät hinter sich gelassen haben, eine große Rolle spielen und sie in schwierige Konfliktsituationen bringen.

Eines dieser Themen ist Homosexualität.

Manche merken es früher, manche später, dass sie auf jemanden des gleichen Geschlechts stehen. Bei vielen Eltern ist eine Meinung darüber tief verankert. Sie möchten, dass ihr Kind doch bitte ganz normal ist. Die Tochter soll einen gescheiten Schwiegersohn mit nach Hause bringen und der Sohn eine hübsche Schwiegertochter. Eben den gesellschaftlichen Normen entsprechend. Doch was passiert, wenn dies nicht der Fall ist? In vielen Familien lässt dieses Thema große Konflikte entstehen. Die Eltern können die Neigung ihres Kindes nicht nachvollziehen und möchten diese nicht verstehen. Sie sind in einer Zeit aufgewachsen, in der Homosexualität noch mehr ein Tabuthema war, als es heute noch ist. Lang vertretene Konventionen und Werte sind nur schwer abzulegen. Junge Generationen glauben, dass das 21. Jahrhundert voller Toleranz und Freiheit ist. Das stimmt zum Teil auch. Wir dürfen reisen wohin wir wollen und sagen was wir wollen; Dürfen wählen wen wir mögen und uns aussuchen welchen Beruf wir später ausüben möchten. Wir dürfen zur Schule und zur Uni gehen. Wir dürfen lieben wen wir wollen. Theoretisch. Denn obwohl die gleichgeschlechtliche Ehe in vielen Teilen der Welt inzwischen erlaubt ist, ist das eigentliche Hin-

Im Kampf um Toleranz, die Normalität sein sollte: Der Christopher Street Day in Berlin.

dernis das direkte Umfeld. Und mal ehrlich: Was bringt es einem homosexuellen Paar, dass sie Kinder adoptieren und heiraten dürfen, wenn einem die Eltern und Verwandten den Rücken zukehren. Verzweiflung entsteht. Schließlich möchte jeder sein, wie er ist und das ausleben was er fühlt. Wo die Liebe hinfällt. „Trau ich mich, Mama und Papa von meiner Homosexualität zu erzählen? Nein, Niemals. Das würden die nie verstehen…“

Homosexualität in der Öffentlichkeit zu zeigen, fällt nicht jedem leicht

In manchen Familien herrscht eisernes Schweigen. Das Wissen um die Homosexualität ist da, aber es wird nicht darüber geredet. Nach außen hin wird die heile Familienwelt gespielt, aber innen ist ein großer Generationskonflikt im Gange. Aufgewachsen mit Internet, sozialen Netzwerken, Smartphones und vor tausend Möglichkeiten stehend, die ihm das Leben bietet, sieht das Kind keine Grenzen: „Schwule und Lesben, die sind doch normal, sieht man an jeder Ecke.“ Die Eltern sind es aber meist noch gewohnt in anderen Dimensionen zu denken. Was würden die Nachbarn bloß denken, die Freunde, die eigenen Eltern. Der Vater fragt sich, was er bei seinem Sohn falsch gemacht hat. Irgendetwas muss ja falsch sein, sonst würde er ja – wie die Mehrheit auch – mit einem Mädchen zusammen sein… oder?

Nichts ist da falsch. Wir – die junge Generation im 21. Jahrhundert – wissen ganz genau, dass Homosexualität weder Krankheit noch Defekt ist. Unserer Meinung nach ist an einem schwulen Paar nichts ekelig. Die ältere Generation sieht das meistens noch anders. Wörter wie unnatürlich, abstoßend und unnormal sind da weit verbreitet. Verständlich, dass man als Homosexueller zunächst Hemmungen davor hat, den Eltern zu erzählen, dass man eben genau diese ‚unnormalen‘ Gefühle empfindet. Vielleicht hat man ja bereits mitbekommen, wie die Eltern über andere Homosexuelle geredet haben… Abschreckung pur.

Traurig, aber wahr: Diesen Generationskonflikt gibt es nun mal. Und es wird auch noch einige Zeit dauern, bis sich die Realität den fortschreitenden gesellschaftlichen Werten anpasst. Bis dahin gilt es also den unausweichlichen Konflikt so gering wie möglich zu halten. Das benötigt vor allem Toleranz und Akzeptanz auf beiden Seiten. Eltern sollten vor dem Thema Homosexualität nicht zurückschrecken, sondern es als etwas Mögliches betrachten und annehmen. Außerdem sollten sie den Gedanken zulassen, dass ihr Kind in einer Umgebung aufwächst, die nun mal andere Werte vermittelt, als es noch zu ihrer eigenen Jugend der Fall war. Die Welt verändert sich und mit ihr die Menschen, die gemeinsam eine Gesellschaft bilden. Engstirnigkeit und Sturheit sind hier fehl am Platz. Jedoch sollte auch das Kind mit Rücksicht an seine Eltern heran treten. Schließlich war nicht schon immer alles so, wie es heute ist. Seinen Eltern und Familienangehörigen von der eigenen Homosexualität zu erzählen wird vielleicht immer ein Hindernis bleiben, das es zu überwinden gilt. Man wird nie genau wissen, wie die Reaktionen und Folgen aussehen. Aber ein gemeinsames klärendes Gespräch ist und bleibt eine bessere Alternative zur Lüge oder Ignoranz. Unterstützung bei so einem großen Schritt gibt es inzwischen auch in Form von Initiativen und Organisationen an Universitäten und Hochschulen, die einem dabei helfen, den Generationsunterschied nicht als unüberwindbare Kluft anzusehen.

Das wird man ja noch fragen dürfen!

Wer darf hier jetzt was nicht sagen?

Text: **Eva Lisa Königshofen**

Tatort Dortmund.

Gleich zu Beginn ein türkischer Zuhälter, Koks, Nutten, ein Haus, ein zugemüllter Hinterhof, bulgarische Familien, Elend.

„Das wird man ja wohl noch bringen dürfen“, denken sich die Schreiber des Tatortdrehbuchs, schließlich haben wir ein mündiges Publikum. Und wie kommt ihre Darstellung bei Ilse und Heinz am Sonntagabend vor dem Fernseher an? Ilse bringt es so auf den Punkt: „ Jaja, endlich werden die Dinge mal so gezeigt, wie sie sind. Wir Deutschen müssen immer so vorsichtig sein, mit dem was wir zum Thema Ausländer sagen, dabei braucht es doch jemanden, der die Wahrheit auf den Tisch bringt.“ Ihr Mann Heinz pflichtet ihr eifrig bei: „Das wird man jawohl noch sagen dürfen, wie das Gesocks da wohnt.“ - Aber wer durfte hier jetzt was nicht sagen?

Es gab sie und es gibt sie ja durchaus noch, diejenigen, die nicht sagen dürfen, was sie denken, ohne sich auf Konsequenzen in Form von Strafen gefasst zu machen.
Man setze sich dazu mit dem Thema Presse- und Meinungsfreiheit in totalitären Systemen wie z.B. Nordkorea auseinander, wo Nachrichtenmedien vollständig vom Staat kontrolliert werden. Die Journalisten, die sich Kim Jong Un und seinem Terrorregime entgegenstellen, werden in sogenannte „Umerziehungslager“ gesteckt, Gefängnisse in denen menschenunwürdige Verhältnisse vorherrschen.

Im Gegensatz zu diesen Menschen, die nicht sagen oder schreiben dürfen, was sie denken, sind Ilse und Heinz natürlich in einer ganz anderen Position. Heinz darf seine Meinung frei äußern und fühlt sich lediglich dazu gezwungen, sich an vergleichsweise neue Konventionen wie die „political correctness“ zu halten.

Jemand wie er, der sich der Floskel „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!“ bedient, möchte damit ein verbales Auf-den-Tisch-Hauen bezwecken. Oftmals wird der Satz verwendet, um sich als jemand zu profilieren, der den Durchblick hat, der eine verschwiegene Wahrheit endlich aufdeckt und der es couragiert verweigert, das Blatt der neuen und – wie es ihm scheint – alles ungut überlagernden political correctness-Konvention vor den Mund zu nehmen. Ein solcher jemand will sich beschweren, möchte „seinen Senf dazu geben“, sich zum Mittelpunkt einer Diskussion machen, in der es häufig um Aufregerthemen geht wie die faulen, verschuldeten Griechen oder auch um den Nachbarssohn, der sich gerade als schwul geoutet hat.

> In einer multikulturellen Gesellschaft, wie der in Deutschland, kommt es zu einem pluralistischen Nebeneinander divergierender Normen und Werte auf engstem Raum.

Dies weckt bei vielen Menschen ein Gefühl von Orientierungslosigkeit oder Überforderung, zumal die Multikulturalität nicht nur den Umgang mit Menschen anderer Herkunft beinhaltet:
So manch einer, durchaus auch ein konservativer Migrant, der damit konfrontiert wird, dass jemand eine Sexualität auslebt, die sich drastisch von der hetero-monogamen Norm unterscheidet, fühlt sich in die Ecke gedrängt.
Genau dieses Gefühl des sich rechtfertigen müssen schwingt in dem Satz „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!“ mit.
Jemand der Sätze in den Mund nimmt wie „So etwas hätte es früher nicht gegeben.“ muss sich darauf gefasst machen als hinterwäldlerisch abgetan zu werden und das möchte niemand gern.

Leider ist es nicht nur Heinz, von dem man die Äußerung „Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!“ zu hören bekommt. Auch Andere, denen ein weitaus größeres Podium zur Verfügung steht als das heimische Wohnzimmer, gerieren sich gerne als kühne Klartext-Redner. Der Reaktion „Endlich sagt‘s mal Einer“ können sie sich fast immer sicher sein - nicht umsonst war Sarrazins Buch „Deutschland schafft sich ab“ ein solcher Verkaufsschlager.
Es findet sich auch in Ilses Wohnzimmer. Sie und Heinz brauchen es nicht einmal zu lesen.

Kultur für lau?

Das Semsterticket Kultur - mehr als nur Studierenden-Rabatt

Text: **Anka Mader** Bild: **Romina Maidel**

Unter den vielen bunten Stimmzetteln, die einem bei den Hochschulwahlen Anfang Dezember in die Hand gedrückt wurden, befand sich auch ein unscheinbarer grauer Zettel, auf dem über das Semesterticket Kultur abgestimmt werden konnte. Knapp 80 Prozent der Wählenden setzten ihr Kreuzchen auf Ja. Doch was genau bietet das Semesterticket Kultur eigentlich? Welche Einrichtungen kooperieren, und was haben die zu bieten? Ein kleiner Überblick über den Teil der Lüneburger Kulturszene, in dem „Nee, ich muss grad' sparen!" wirklich keine Ausrede mehr ist. Gegen Vorlage ihres Semestertickets erhalten Studierende der Leuphana in mittlerweile acht Lüneburger Kulturinstitutionen eine halbe Stunde vor Veranstaltungsbeginn kostenlos eine Restkarte – falls vorhanden. Diese Kooperation zwischen Kultureinrichtungen und Uni besteht seit April 2011. Der bekannteste Kooperationspartner des Semestertickets Kultur ist wohl das Theater. Das Theater Lüneburg ist ein Mehrsparten-Theater und bietet Musiktheater (also Opern, Operetten und Musicals, aber auch Revues), Schauspiel und Tanz. Darüber hinaus gibt es Konzerte von den Lüneburger Sinfonikern. Ist die Entscheidung für einen Theaterbesuch gefallen, lohnt sich der Blick ins Internet: Auf der Homepage des Theaters ist unter ‚Termine' der jeweils aktuelle Monatsspielplan zu finden. Auf einen Blick ist zu sehen, welche Stücke schon ausverkauft sind – wann sich der abendliche Gang zum Theater in der Hoffnung auf ein Restticket also gar nicht mehr lohnt. Wichtig auch: Das Semesterticket Kultur gilt nur für Eigenproduktionen des Theaters Lüneburg, nicht für Gastspiele. Bei diesen und allen anderen Stücken, deren Besuch man nicht dem Glücksspiel um ein Restticket überlassen will, erhalten Studierende auf den normalen Eintrittspreis ca. 25% Rabatt. Eine weitere Anlaufstelle für Schauspielbegeisterte ist das Theater im ‚e.novum' direkt an der Uni. Die Theaterschule für Kinder, Jugendliche und Erwachsene bringt eigene Stücke auf die Bühne und bietet ein Forum für Gastspiele. Wer eine etwas weitere Anfahrt nicht scheut, bekommt etwas außerhalb von Lüneburg in Gut Wienebüttel, wo das Kulturforum Lüneburg seinen Sitz hat, Konzerte (hauptsächlich Klassik, Jazz und A Capella), unterschiedlichste Lesungen und vor allem viel Kabarett angeboten. Um einiges zentraler – nämlich direkt am Marktplatz – ist das Heinrich-Heine-Haus gelegen, in dem das Literaturbüro Lüneburg beheimatet ist. Bei den verschiedensten Lesungen deutschsprachiger und internationaler Autor_innen ist vermutlich für jeden Literaturgeschmack etwas dabei. Klassische, überwiegend geistliche Musik gibt es in den Lüneburger Innenstadtkirchen Sankt Michaelis, Sankt Johannis und Sankt Nicolai auf die Ohren. Auf der Sankt-Michaelis-Internetpräsenz steht unter dem Punkt Musik/Konzerte das Jahresprogramm aller drei Kirchen als pdf-Dokument zum Download.

Kultur, Geschichte und Wirtschaft Ostpreußens lassen sich im Ostpreußischen Landesmuseum erkunden. Das Semesterticket Kultur verschafft Studierenden kostenlosen Eintritt in die Dauer- und Sonderausstellungen sowie zu Lesungen und Vorträgen. Die Sonderausstellung „Glanz und Elend" vermittelt noch bis zum 14. April 2013 einen Eindruck vom Leben in baltischen Herrenhäusern, eine weitere informiert bis zum 1. April 2012 über die Wildnis der Rominter Heide.

„Kultur!" ist also eine gute Antwort, wenn wieder einmal die Frage nach der Abendplanung im Raum steht. Kommiliton_innen für Jazz begeistern? Oder es doch mal mit einer Oper versuchen? Und falls es doch keine Resttickets mehr gibt, kann man immer noch was trinken gehen.

Lüneburger Kultureinrichtungen im Überblick

Gendergerechte Sprache

Die Bedeutung der nicht wertenden Sprache in der Hochschulkommunkation

Text: **Christopher Bohlens** Bilder: **rpi-virutell**

Man kennt diese Anmerkung eines Dokuments: „Lediglich zur Vereinfachung der Lesbarkeit der Kurzfassung des Berichtes erfolgt im Folgenden keine geschlechtsneutrale Differenzierung, sondern wird ausschließlich die männliche Form verwendet. Selbstverständlich ist ihre Ausrichtung in jedem Fall geschlechtsunabhängig.“ Oder auch: „Aus Gründen der Lesbarkeit wurde im Text meistens die männliche Form gewählt. Selbstverständlich beziehen sich die Angaben aber auf beide Geschlechter.“
Beide Formen stellen jedoch eine verdeckte aber meist unbewusste Diskriminierung dar, so Frau Dr. Kathrin van Riesen, die seit April 2012 die neue Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Leuphana ist. Sie blickt auf eine zehnjährige Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich der Gleichstellung an der Uni zurück. Das Aufgabenspektrum des Frauen- und Gleichstellungsbüros ist vielseitig und deckt u.a. Bereiche wie Beratung, Workshops und geschlechtergerechte Personal- und Organisationsentwicklung ab. Auch Projekte wie das Gender-Diversity-Zertifikat oder das Gender-Diversity-Portal werden betreut.

Es wird zwischen der geschlechtergerechten, gendergerechten und geschlechterneutralen Sprache unterschieden. Im Gegensatz zum Deutschen ist es mit dem englischen Begriff gender möglich zwischen dem sozialen Geschlecht (engl. gender) und dem biologischen Geschlecht (engl. sex) zu unterscheiden. Der Ausdruck „Sexus“ drückt das „natürliche“ bzw. naturalisierte Geschlecht aus. Das soziale Geschlecht und die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und Rollen, die innerhalb einer Gesellschaft und auch in anderen Kulturen stark variieren können, werden als „gender“ bezeichnet. Dabei wird das dualistische Verhältnis zwischen sex (Biologie/Natur) und gender (Sozialisation/Kultur) ebenfalls in der Forschung problematisiert und kritisiert. Demzufolge stellt das biologische Geschlecht als eine natürliche Gegebenheit auch eine soziokulturelle Konstruktion dar. Gendergerechte Sprache macht Frauen und Männer auf der gleichen Ebene präsent und fördert das Bewusstsein der Gleichwertigkeit. Diese Begrifflichkeit hat den Grund, dass man nicht zwischen „dem Geschlecht“ unterscheiden sollte. Männlich und weiblich als 0 und 1 zu sehen, wie in der binären Computersprache, spiegelt nicht die soziale Realität wider. Vielmehr gibt es auch Menschen, die sich mit keinem von beiden Geschlechtern identifizieren möchten. Jenseits der zweigeschlechtlichen Weltsicht gibt es eine Vielfalt von Geschlechtern im Sinne von transgeschlechtlich, intergeschlechtlich und queer lebenden Menschen. Auf diese gesellschaftliche Leerstelle macht die Unterstrichschreibweise (Gender Gap) aufmerksam. Bei einem bewussten Umgang mit Sprache, insbesondere auf die Gendergerechtigkeit bezogen, hat Diskriminierung keinen Platz.

Turmbau zu Babel - Ursache der Sprachverwirrung?

„Es ist nicht nur eine gewisse Schreibweise, sondern auch ein Ausdruck des Denkens darüber“, sagt van Riesen. Eine Schreibweise zu verwenden, die nicht gender-konform ist, mag zwar einfacher sein, jedoch zeigen Studien, dass die Lesbarkeit nicht grundsätzlich beeinträchtigt wird, wenn man

eine gender-konforme Variante verwendet, laut van Riesen.

Doch was heißt es, die gendergerechte Sprache an der Uni umzusetzen? Hierzu wurde im Dezember 2010 im höchsten akademischen Gremium, dem Senat, die „Richtlinie des Senats zur Verwirklichung des Gleichstellungsauftrages nach §3 Abs. 3 NHG an der Leuphana“ verabschiedet . Diese Richtlinie sieht vor, dass folgende Formen zulässig sind:
Die weibliche Formulierung wird der männlichen vorangestellt (z.B. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter)
Die Unterstrichschreibweise – das sogenannte Gender Gap – kann genutzt werden (z.B. Mitarbeiter_innen)
Geschlechtsneutrale Formulierungen können genutzt werden (z.B. Mitarbeitende)

Für die Umsetzung sind die Autorinnen und Autoren der Uni selbst verantwortlich. Das Frauen- und Gleichstellungsbüro schaut jedoch gelegentlich im Internet und den Veröffentlichungen der Uni, ob dieses auch tatsächlich passiert. „Manchmal kommt es schon vor, dass etwas nicht den internen Vorgaben entspricht. Wir weisen gerne darauf hin und bieten Unterstützung an“, erklärt van Riesen. „Mit den Rahmen unserer Arbeit möchten wir aufklären und gleichzeitig Bewusstsein schaffen“.

Für die Gleichberechtigung von Menschen

Die Hochschule hat in dieser Form auch einen gewissen Bildungsauftrag, da die Themen Gleichstellung und gendergerechte Sprache in den Schulen häufig zu kurz kommen.

Das Studierendenparlament (StuPa), als das höchste legislative Organ der Studierendenschaft, hat kürzlich ihre Satzung geändert. Dieser neue Paragraph wurde eingefügt:
„§ 9a Berücksichtigung des Gleichstellungsgedankens
1) Alle Organe der Studierendenschaft sind dazu verpflichtet die Gleichstellung aller Geschlechter oder Menschen, die sich keinem Geschlecht zuordnen wollen beziehungsweise können, in ihrem Handeln zu berücksichtigen.
2) In der schriftlichen Umsetzung des Gleichstellungsgedankens sind zu verwenden:
1. Gender-Gap (z.B. Student_innen, Student*innen)
2. geschlechtsneutrale Äquivalente (Studierende) oder
3. Binnen-I (StudentInnen)“

Diese Änderung zeigt, dass sich die Studierendenschaft aktiv für die Berücksichtigung des Gleichstellungsgedankens einsetzt. Dies hat Einfluss auf die Kommunikation in allen studentischen Gremien/Ebenen: AStA, Fachschaften und Fachgruppenvertretungen. Ob und durch welche Institution diese Paragraphenänderung auf Einhaltung überprüft wird, ist bisher nicht bekannt.

Die Praxis zeigt, dass selbst die großen Tageszeitungen nicht die gendergerechte Sprache umsetzen. Aber auch im wissenschaftlichen Umfeld wird eine gendergerechte Sprache von manchen als schwer lesbar oder unverständlich empfunden. Daher wird auf die Umsetzung verzichtet und stellt wie oben genannt eine verdeckte, aber meist unbewusste Diskriminierung dar. Fazit ist, dass eine gendersensible und antidiskriminierende Sprache einen Beitrag für die Geschlechtergerechtigkeit und die Chancengleichheit in unserer Gesellschaft leisten kann.

Die englische Sprache unterscheidet das biologische Geschlecht („sex“) vom sozialen Geschlecht („gender“), der gesellschaftlich geprägten und individuell erlernten Geschlechterrolle. Diese Geschlechterrolle wird durch die soziale, kulturelle und wirtschaftliche Organisation einer Gesellschaft und durch die rechtlichen und ethisch-religiösen Normen und Werte bestimmt. Die Rollenzuweisungen können in verschiedenen Gesellschaften und auch innerhalb einer Gesellschaft stark variieren.

Quelle: Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Lexikon.

It could be anybody

Hautpsache irgendjemand ist zum Reden da!

Text: **Milena Scipio** Bilder: **Elisa Bracht**

„Soften the f*ck up“ and „make sound“ sind zwei Kampagnen, die ihren Ursprung im Kopf des 27-jährigen Lee Crockford hatten. Crockford kommt aus Australien, dort wo es sich bei einem von fünf Todesfällen, um ein männliches Todesopfer zwischen 18 und 44 Jahren handelt, das Suizid begangen hat. 2.130 männliche Australier begehen in einem Jahr Selbstmord: das sind weit mehr Todesfälle als bei Hautkrebs (1800) oder Verkehrsunfällen (743).
Doch wieso ist die Suizidrate bei jungen, australischen Männern so unglaublich hoch?!
Die Antwort von Crockford auf die Frage lautet, wie folgt: Männer in Australien sind noch richtige Männer, solche, die nicht weinen, die hart sind.
Die nicht in Worte packen dürfen, was sie fühlen!

Crockford führt diese Kampagnen als eine Art Präventivmaßnahmen durch, wobei „make sound“ ein noch nicht eingesetztes Projekt ist. Es entstand im Zuge seines DreamPlans, den er als Teilnehmer der D&F Academy (Stiftung zur Förderung von Ideengenerierung und Implementierung von Projekten junger Menschen aus aller Herren Länder, mit Sitz in Hamburg) entwarf. Dort lernte ich dieses Energiebündel, damit meine ich Crockford, kennen und ebenso das „make-sound“-Projekt.
Das Projekt soll sein: Crockford schnappt sich 24 männliche Australier, zwischen 16 und 20 Jahren, alle aus ländlichen Gebieten stammend. Diese werden den Auftrag haben, gigantische Instrumente (die, die die Welt zuvor nicht gesehen hat) selbst zu entwerfen, zu bauen, darauf zu komponieren und eine Performance abzuliefern. Dazu werden Workshops für die jungen Herren veranstaltet: „acoustics“/ „design“ / „instrument design“.
Hintergedanke von „make sound“ ist, dass während dem zweiwöchigen Programm die ganze Zeit „interpersonal communication“ stattfinden kann und muss.
„Muss“, weil sie, ohne miteinander zu kommunizieren, nichts auf die Beine stellen werden – „kann“, weil sie die Liebe zur Musik verbinden sollte, da man in einem solchen Gruppenprozess Vertrauen zu der ein oder anderen Person fassen kann.
Die jungen Herrschaften sollen eine Erfahrung machen, nämlich das Gefühl zu haben, dass sie jetzt mal alles sagen können!
Sie schenken sich gegenseitig Aufmerksamkeit, ein offenes Ohr, gute Ratschläge und vor allem verurteilt man niemanden für Gefühlsausbrüche.

Natürlich kann man nun verwundert feststellen, „dieser Mann war doch aber ein Wildfremder!“ Dennoch hat er es geschafft.

In den weiten Landschaften von Australien fühlt sich manch einer sehr einsam....

Fremdländische Rätsel

Die bunte Vielfalt von gesellschaftlichen Verhaltensweisen im Ausland

Text & Bild: **Mariel Starkgraff**

Äthiopier essen nichts, wenn sie auf der Straße unterwegs sind. Folgt man einem indischen Mann der Einladung eines Parkspazierganges ist sicher, dass er mehr will und in Thailand ist es unhöflich, die Briefmarke anzulecken.

Gesetzlich festgelegt oder offiziell geregelt sind diese seltsamen Regeln nirgendwo. Die Menschen wissen es einfach – oder eben auch nicht. Das ist immer wieder der Fall, wenn Reisende fremde Länder besuchen. Zum emotionalen Ausdruck kommt die Irritation darüber in sogenannten Kulturschocks: Die nicht immer reibungslose Orientierung über die Auffassung von normal und unnormal.
Jede Kultur kennt da unterschiedliche Maßstäbe. In Thailand ist auf den meisten Briefmarken der von allen verehrte König zu sehen. Diffamierungen werden teilweise mit Gefängnisstrafen bestraft – klar, dass das Anlecken des königlichen Bildes als respektlos aufgefasst wird. Äthiopien ist eines der ärmsten Hungerkrisengebiete der Welt. Hier hat sich der soziale Kode „man isst nichts in der Öffentlichkeit“ entwickelt, um denen, die nichts haben, rücksichtsvoll zu begegnen und somit nichts vorzuessen.
Ein normales indisches Mädchen würde nie mit einem Mann, der nicht bereits in ihrem Umgangskreis verankert ist, auf einem Fest zwanglos rumschäkern oder sogar tanzen - geschweige denn, mit ihm in den Park gehen. Das wird in Indien nämlich als eindeutiges Signal für sexuelle Bereitschaft und Intimität gedeutet.
In unserem europäischen Kulturkreis dürfte dieses Szenario nur ein müdes Schulterzucken hervorrufen: Was ist schon dabei, wenn Mann und Frau miteinander flirten? Da passiert ja nichts, davon wird man schließlich nicht schwanger. Bei uns ist der moralisch-freiheitliche Bewegungsraum (inzwischen) viel großzügiger geschnitten. Das hat, im Vergleich mit Indien, auch damit zu tun hat, dass unsere Gesellschaft nicht so patriarchalisch, hierarchisch und konservativ aufgebaut ist.

Hinter den Verhaltensweisen, für die soziale Normen die Leitfäden darstellen, stehen also immer gemeinsame Werte. Diese garantieren – weil jeder sie kennt und respektiert - reibungslose menschliche Interaktionen. Dafür muss es auch keine Gesetze geben. Die soziale Kontrolle der Gesellschaft ist ausreichend, wobei die Dimensionen sozialer Kontrolle in Ländern unterschiedlich ausfallen. Während sie z.B. in Indien wenig Freiraum lässt, kann man lange darüber grübeln, was in Deutschland noch wirklich verpönt ist.
Ein typisches Beispiel für kulturelle Zusammenstöße ist das Gebaren europäischer Touristen an südasiatischen Stränden. Verfrorene, weißhäutige Körper-

Beispiel von Andersartigkeit in Indien: Selbst der Tod ist bunt.

brutzeln schamlos in der Sonne und sehen am Ende – mehr als aufgetaut - wie gekochte Hummer aus. Bei manch weiblichem Exemplar sind sogar unverhüllte sekundäre Geschlechtsmerkmale zu sehen. Einheimische begegnen dieser Freizügigkeit mit Neugierde, aber auch Verstörung. Mit eingeborener Erfahrung ausgestattet wissen sie um die schädliche Wirkung der Sonnenstrahlen und sind gleichzeitig häufig mit einem viel sensibleren Schamgefühl ausgestattet – teilweise sind sie noch nicht mal in der Dusche nackt!

Normen werden erst deutlich durch Reflexion: Man reist in ein anderes Land, sieht, wie anders die Menschen dort leben, wundert sich und fasst sich an die eigene Nase. Man selbst, im eigenen Kulturkreis geprägt, ist sich nicht bewusst, wie seltsam es für andere sein mag, wenn man sich öffentlich die Nase putzt oder ein Liedchen pfeift. Letzteres ist übrigens – von Mädchen ausgeübt –in Thailand verpönt, weil früher Prostituierte ihre Freier auf diese Weise anlockten.

Die Sonne Myanmars

Potrait einer Widerstandskämpferin

Text: **Linda Lucille Schulzki** Bild: **k.h.S. / pixelio.de**

Der gesamte Westen sieht gespannt auf die Entwicklungen des Arabischen Frühlings. Demonstrationen und blutige Proteste des nordafrikanischen Volkes sollen zur Demokratie in mehreren Ländern führen; doch Demokratiebewegungen gibt es auch in anderen Teilen der Erde. Nicht nur dort, wo wir die Geschehnisse mitverfolgen.

Birma, die Militärdiktatur

In Myanmar, ehemals Birma, findet eine (fast) noch friedlichere Entwicklung statt. Eine nationale Demokratiebewegung, die beinahe gewaltfrei erfolgt. Das Land am Indischen Ozean, zwischen China und Indien litt seit 1962 für 48 Jahre unter der diktatorischen Führung des Präsidenten Ne Wins. Dieser isolierte die Bevölkerung vollständig von der Außenwelt. Ausländern war es nicht gestattet für länger als 24 Stunden einzureisen. Mit dem Ziel des Sozialismus verwies Ne Win alle in Birma lebenden Ausländer des Landes, verstaatlichte die Wirtschaft und begegnete jeder Art des Protests erfolgreich mit Waffengewalt. Unter Ne Wins Regierung wurde Birma eins der ärmsten Länder der Welt.

Im Jahr 2010 wurden im bereits umbenannten Myanmar demokratische Wahlen durchgeführt. Für diese Entwicklung hat es nicht nur viele Jahre, sondern vor allem eine Frau gebraucht: Aung San Suu Kyi. Übersetzt bedeutet ihr Vorname auf birmanisch „Die Sonne“. Die NLD-Politikerin (Nationale Liga für Demokratie) wurde schon als Kind von ihren politisch aktiven Eltern geprägt. Ihr Vater kämpfte für die birmanische Unabhängigkeit gegen die Briten und ihre Mutter war birmanische Botschafterin in Indien, mit welcher Suu Kyi aufwuchs. Nachdem Suu Kyi viele Jahre als Erwachsene im Ausland verbracht hat, kam sie 1988 nach Birma zurück und erlebte gewaltsame Proteste gegen den Präsidenten Ne Win und beschloss sich für die Protestierenden und die Demokratie in Birma einzusetzen. Fortan blieb sie dort. Durch die Proteste konnte Ne Win zwar angesetzt werden, doch seine Diktatur wurde nur durch ein anderes Militärregime ersetzt. Die Lebensverhältnisse der birmanischen Bevölkerung verbesserten sich nicht. Das Einzige was sich wirklich änderte, war der Name des Landes: 1989 nannte der neue Präsident Saw Maung Birma in Myanmar um.

Eine langsam aufgehende Sonne

Suu Kyi, die sich vor allem für eine gewaltfreie Demokratisierung Myanmars einsetzte, wurde bald als beliebte Rednerin zum Wahrzeichen der Proteste. Anstatt mit weiteren blutigen Aufständen das Leben der eigenen Leute zu riskieren – frühere Proteste hatten bereits tausenden Menschen das Leben gekostet – setzte die zierliche Suu Kyi auf

Ein Blick auf Myanmar

zivilen Ungehorsam: durchaus in dem Wissen, dass diese Methode eine demokratische Art des Protests ist. Das Militärregime fühlte sich dadurch jedoch ziemlich unbeeindruckt und setzte Suu Kyi mit Drohungen gegen ihre Anhänger unter politischen Druck. Aber anstatt sich wieder zurückzuziehen, führte Suu Kyi (zusammen mit ihren Anhängern) ihre friedlichen Proteste fort. Obwohl manche Proteste gewaltsam beendet und viele Anhänger – darunter auch Studenten – verhaftet wurden. Daraufhin beschloss Suu Kyi in den Hungerstreik zu gehen, bis ihr versichert wurde, dass alle Inhaftierten eine gute Behandlung bekommen würden. Da das Militärregime Suu Kyi nicht einzuschüchtern wusste, wurde prompt ein Verbot gegen ihre Aufstellung zur bevorstehenden Wahl erhängt. Kurze Zeit später im Juli 1989 wurde Suu Kyi vom Militärregime unter Hausarrest weggesperrt, da sie angeblich eine Bedrohung für die nationale Sicherheit darstelle. Trotz des Hausarrests ihrer Anführerin gewann die NLD die Wahl im Jahr 1990 und musste sich fortan einen erbitterten Kampf um die Anerkennung des Wahlergebnisses mit dem Militär liefern.

15 Jahre Isolation

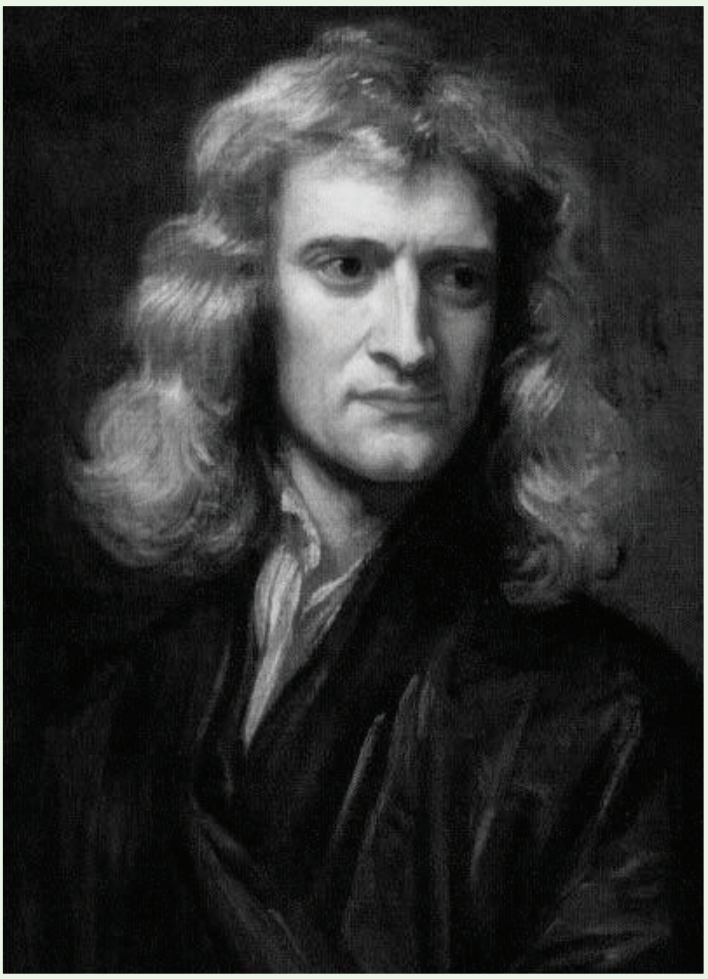
Sechs Jahre später wurde Suu Kyis Hausarrest unter großen Einschränkungen aufgehoben. Nun durften tatsächlich Journalisten die schöne Frau besuchen, die inzwischen internationalen Ruhm durch ihre Hartnäckigkeit erlangt hatte. Zwischendurch wurde Suu Kyi der Friedensnobelpreis, welchen ihr Mann für sie entgegennahm, verliehen. Dieser durfte sie, obwohl ihr Hausarrest offiziell beendet war, nie besuchen und starb 1999, ohne dass die beiden sich je verabschieden konnten. Im Jahr 2000 wurde ihr die Freiheitsmedaille verliehen. Paradoxerweise wurde sie noch im selben Jahr wurde erneut für zwei weitere Jahre festgehalten. Ab 2003 wurde ihr Hausarrest willkürlich vom Militärregime verkündet und immer wieder verlängert. Die internationale Aufmerksamkeit auf die Missstände in Myanmar wurde während ihrer Inhaftierung immer größer. Auch für die Freilassung von Suu Kyi gab es zunehmend Initiativen. So sendete MTV in den 1990ern einen Protestwerbespot, in dem sie zur Unterstützung für Suu Kyi aufriefen. Die amerikanischen Bands U2 und REM schrieben Songs, die sie Suu Kyi widmeten. Der internationale Druck auf das Militärregime in Myanmar wuchs stetig. Nach insgesamt 15 Jahren Hausarrest wurde Suu Kyi endgültig vom Militärregime freigelassen. Zwei Jahre später gelang es der NLD erneut die Wahl zu gewinnen – dieses Mal ohne ein Zwischenfunken des Militärs.
Myanmar ist seitdem offiziell eine Präsidialrepublik und hat einige Schritte zugunsten der Menschenrechte gewagt, zum Beispiel gibt es inzwischen weniger Zensur in der nationalen Presse. Suu Kyi sagte einmal: „We have to not give up. The young people seem to depend on our organization to assure a future for them. For us to nurture them, to give them every chance we can, that they will be able to make something out of their lives.“ Trotzdem hat Myanmar noch so einiges vor sich, aber zum Glück steht die Sonne des Landes momentan ganz oben am Himmel.

Isaac Newton vs. Albert Einstein

Zeit ist immer da und immer gleich … oder?

Text: **Kai-Arne Zimny** Foto (rechts): **Sören Meng / pixelio.de**

Die Zeit. Für viele von uns ist das etwas so Alltägliches, dass ein Bezweifeln kaum in Frage kommt. Dabei ist das kritische Betrachten der Zeit möglicherweise genauso alt wie die Menschheit selbst. So alt wie der bewundernde Blick in den klaren Sternenhimmel. Seit Jahrtausenden beschäftigen sich Philosophen mit der Zeit: Was ist sie eigentlich? Gibt es sie überhaupt wirklich? Man war sich bewusst, wie schwer es ist, ein Rätsel zu lösen, von dem man selbst ein Teil ist, ließ sich jedoch nicht abhalten, es zu versuchen. Laut der sogenannten „Ideenlehre“ des griechischen Philosophen Platon etwa, ist alles in unserer materiellen Welt, auch Raum und Zeit, nichts Unabhängiges, sondern ein Abbild einer (zeit- und raumlosen) – doch im Grunde realeren – „Ideenwelt“, die wie der Name nahelegt, geistiger Natur ist.
Aristoteles, Schüler Platons, definierte die Zeit als eine Maßeinheit für Bewegungen und Veränderungen aller Art: Ohne Veränderung sei etwas wie Zeit gar nicht beobachtbar. Kein menschliches Organ ist für die Wahrnehmung der Zeit vorgesehen. Diese und viele andere Gedankenspiele prägten den Zeit-Diskurs „vorwissenschaftlicher“ Jahrhunderte.
Doch was ist nun wahr? Ist Zeit das wofür wir sie halten? Verläuft sie so gleichmäßig und absolut wie sie uns stets vorkommt? Laut Sir Isaac Newton lautete die Antwort: Ja. Der englische Physiker und Mathematiker formulierte vor mehr als 300 Jahren aus den Beobachtungen der Welt die grundlegenden Gesetze der klassischen Physik. Am bekanntesten ist wohl die Legende vom fallenden Apfel, aus der die Lehre der Erdanziehungskraft entstand. Newton war sich in seiner Vorstellung von der Zeit ganz sicher und formulierte eine wissenschaftliche Definition: Zeit sei eine absolute, von allem anderen unabhängig bestehende Gegebenheit. Der stetige Fluss unserer Existenz sozusagen. Der Gedanke dieser Theorie war und ist verlockend: Alles ist genauso, wie wir es erleben und wahrnehmen. Das Kopfzerbrechen hat ein Ende. Außerdem entsprach diese Idee Newtons Zeitalter, das geprägt war von Beobachtung, Entmystifizierung und einer Art naturwissenschaftlicher Normierung der Welt. Freilich nicht ohne Berechtigung, schließlich waren Newtons Formeln zuverlässig und präzise. Doch kann man Präzision mit Wahrheit gleichsetzen? Die Debatte schien zumindest beendet, der Gipfel der Weisheit erreicht. Sicher, einige Leute würden endlos weitergrübeln und die Erkenntnisse der Wissenschaft dabei außer Acht lassen, doch „vernünftig denkende“ Menschen müsse das ja nicht stören.

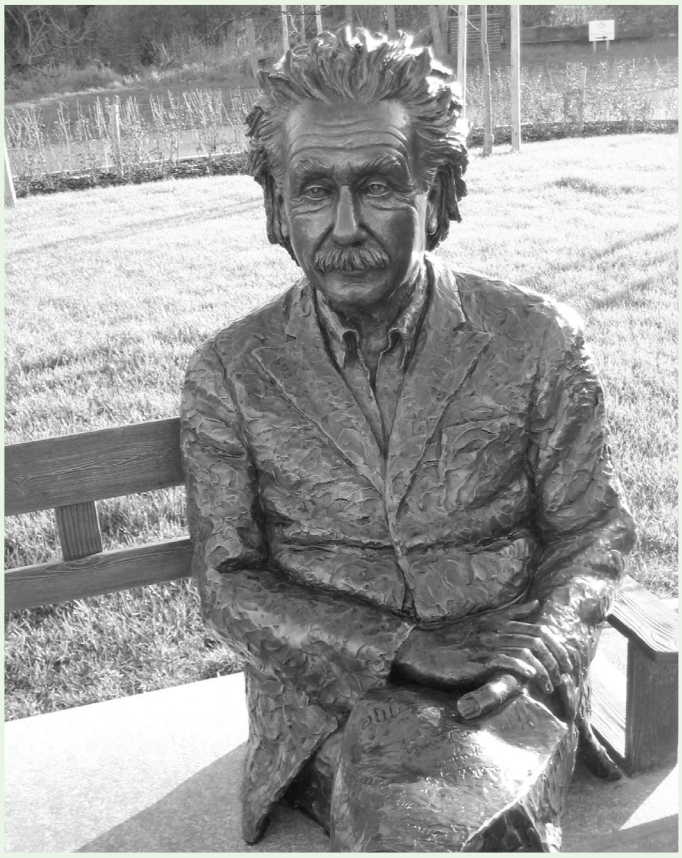


Sir Isaac Newton legte im späten 17. Jahrhundert den Grundstein für die klassische Physik

Doch nicht von Seiten der Esoterik, Mystik oder Philosophie regte sich der Widerstand gegen Newtons Zeitbegriff, sondern aus dem eigenen Lager. Die Physik, genauer gesagt die Relativitätstheorie des weltberühmt gewordenen Physikers Albert Einstein, warf zu Beginn des 20. Jahrhunderts den von Newton geprägten Zeitbegriff vollkommen vom Sockel. (Newtons Arbeit diente Einstein, der nach einer „Weltformel“ suchte, durchaus als Anregung und die

Relativitätstheorie hat nicht zuletzt auch zu großen Teilen mit Gravitation zu tun.) Mit einem Schlag war die geordnete Welt wieder ein Chaos, zumindest aus dem Blickwinkel der Physik. Denn die Einstein'sche Relativitätstheorie besagt im Wesentlichen, dass Zeit weder absolut – also nicht für jeden gleich abläuft – noch unabhängig vom Raum existiert. Zeit und Raum sind in dieser Theorie untrennbar miteinander verknüpft, sodass der Begriff der „Raumzeit" entstand.

„Wenn man zwei Stunden lang mit einem netten Mädchen zusammensitzt, meint man, es wäre eine Minute. Sitzt man jedoch eine Minute auf einem heißen Ofen, meint man, es wären zwei Stunden. Das ist Relativität." So soll Einstein seine Relativitätstheorie selbst einmal arg vereinfacht in einem Satz dargestellt haben, um sie jedem zugänglich zu machen. Um eine vage Vorstellung zu vermitteln mag dieses Zitat geeignet sein, da jeder aus eigener Erfahrung nachvollziehen kann, was gemeint ist. Doch den Wow-Effekt der Relativitätstheorie erkennt man nur bei genauerer Betrachtung. Das Stichwort ist: Bewegung. Man denkt sofort an die uns allen vertraute Bewegung durch den Raum. Doch laut Einstein geschieht Bewegung durch den Raum und durch die Zeit, eben durch die „Raumzeit". Die Idee ist, dass ein im Raum ruhendes Objekt sein volles Bewegungspotenzial in die Bewegung durch die Zeit steckt. Ein Objekt, das sich jedoch durch den Raum bewegt, hat weniger Potenzial, sich durch die Zeit zu bewegen. Kurz gesagt: Für ein sich bewegendes Objekt vergeht die Zeit langsamer. Je schneller die Bewegung, desto größer der Effekt. Oberste Grenze ist in dieser Theorie die Lichtgeschwindigkeit: Wäre es einem Objekt möglich, die Lichtgeschwindigkeit zu erreichen, würde – für das Objekt – die Zeit vollkommen still stehen.



Albert Einstein revolutionierte das physikalische Weltbild im frühen 20. Jahrhundert; hier ein Denkmal in De Haan, Beglien

Unser Verstand, dem Newtons Zeitkonzept viel eher zusagt, gerät hierbei an seine Grenzen. Zu versuchen, die physikalisch-mathematischen Grundgedanken, die Einstein zur Formulierung seiner Theorie veranlasst haben, nachzuvollziehen, ist für die meisten von uns wohl wenig hilfreich. Sehr wohl hilfreich ist es jedoch, sich die Ergebnisse praktischer Versuche anzusehen. Denn man hat versucht diese Relativität der Zeit zu beweisen, mit Erfolg: Zu Beginn der 1970er Jahre wurden in einem Versuch hochgenaue Uhren in Flugzeuge gesteckt und in Bewegung gebracht. Gleichzeitig hat man die Zeit mit ebenso genauen, baugleichen Uhren, die sich in Ruhe befanden, gemessen. Und die Uhren bestätigten exakt, was sich Einstein gut 60 Jahre zuvor theoretisch errechnet hatte: Stets verging die Zeit für die Uhren in den Flugzeugen langsamer, als für jene, die sich am Boden in Ruhe befanden. Zwar ist bei diesen (im Vergleich zur Lichtgeschwindigkeit) geringen Geschwindigkeiten der Flugzeuge die Abweichung der Zeit minimal, aber dennoch messbar: Bewegung durch den Raum beeinflusst die Bewegung durch die Zeit.

Für Einstein war die Absolutheit der Zeit aufgehoben. Zwar gebe es ein „Jetzt", doch das sei nur ein persönliches „Jetzt" eines einzelnen Wahrnehmers und nicht realer als irgendein anderes „Jetzt". (Zur Erinnerung: Die Messungen der Uhren in den Flugzeugen sind nicht mehr oder weniger „real", als die der Uhren am Boden.) Jeder Mensch, jedes Lebewesen, ja jedes Ding überhaupt hat also sein eigenes „Jetzt". Aber alle „Jetzts" existieren. Dieser Gedanke nennt sich „Relativität der Gleichzeitigkeit": Die Zeit ist nicht zu trennen von dem, der sie wahrnimmt. Wenn man dies konsequent zu Ende denkt, ist beispielsweise auch die „längst vergangene" Zeit, in der Platon in Griechenland sitzt und seine Ideenlehre formuliert, nicht objektiv und wirklich vergangen… sie ist es nur aus unserer Sicht; und das ist eine von vielen. Einstein hat wörtlich gesagt, dass, wäre es möglich, die „Raumzeit" von außen – also gänzlich unabhängig von irgendeiner speziellen Wahrnehmung – zu betrachten, man alles was je geschehen ist, geschieht und geschehen wird „nebeneinander", vollkommen „gleichzeitig" sehen könnte. Doch wie will man ohne Wahrnehmung überhaupt wahrnehmen? Spätestens an diesem Punkt beginnt die Physik in die Philosophie überzugehen. Und wieso auch nicht? Schließlich sind Philosophen per Definition „Freunde der Weisheit".

Die Qual der Wahl

Der Wahlkampf in den USA

Text: **Nicolai Wommer** Bild: **Nicolai Wommer**

Euphorie, Spannung, Aufregung.
Menschenmassen stehen in Schlangen vor den Lokalen und Stätten. Einige sind in grellen Kostümierungen gekommen, andere schlicht. Hier und da sind Embleme zu sehen, welche farbenfroh die favorisierte Partei repräsentieren sollen.
Gespräche entstehen, was da wohl kommen werde: Wird alles so bleiben wie erwartet? Entsteht unter der neuen Leitung der brachiale Umschwung? In die allgemeine Unruhe öffnen sich die Türen. Die Masse droht zu eskalieren. Jeder will der Erste am Schalter sein. In Strömen stürzen Menschen durch die Reihen. Jeder kennt sein Ziel: manche seit Stunden, manche seit Jahren. Der Erste wird von Jubel geleitet. Er hat es geschafft. Es ist der 6. November. Der wichtigste Tag in den Vereinigten Staaten. Der Release von „Halo 4“. Und das am Wahltag der Präsidentschaft.

Mittlerweile liegen die leuchtenden Banner im Schlamm. Die einst stolzen Plakate in Rot, Weiß und Blau sind vergilbt und verrotten auf den Müllhalden der großen Städte der USA. Monatelang reisten die beiden Kandidaten Barrack Obama und Mitt Romney von Ort zu Ort, um für ihre Kompetenz, mehr jedoch für die Makel des Anderen, zu werben.
Am Wahlkampf in den USA lässt sich sehen, wie sehr die Hoffnung auf eine Machtposition zur Schlammschlacht geworden ist. Es zählt schon lange nicht mehr, wie man die Welt verändern möchte, wie man eine bessere Zukunft gestalten kann. Negative Assoziationen brennen sich schneller in die Gehirne der Wählerschar. Also analysiert man akribisch die Fehler der Konkurrenz und listet die Probleme des Anderen auf.

Vielleicht ist es auch die Komplexität des amerikanischen Wahlsystems, welche die Kandidaten und Wähler verwirrt. In den USA wie in Deutschland darf jeder gemeldete Bürger seine Stimme abgeben. Es sei denn, man hat sich über den Zeitpunkt der Wahl einen Aufenthalt im Gefängnis verdient. Dann darf man nicht. Trotz der großen Kampagnen und Aktionen findet im Zwei-Parteien-System der USA keine direkte Wahl statt. Man wählt die Wahlmänner der beiden größten und etablierten Parteien seit dem 19. Jahrhundert. Die Demokraten und die Republikaner. Insgesamt sind 538 Wahlmänner zu wählen. Dabei stehen jedem Bundesstaat nur eine gewisse Anzahl an Wahlmännern zur Verfügung. Die Anzahl entspricht der Bevölkerungsgröße und der Menge an Senatoren, die ein Bundesstaat stellt. Diese Wahlmänner repräsentieren die Parteien und wählen den Präsidenten. Dabei gilt bei den meisten Bundesstaaten: „The winner takes it all.“ Hat also eine Partei die absolute Mehrheit der Stimmen, erhält sie sämtliche mögliche Wahlmänner, die selbstverständlich für den eigenen Kandidaten stimmen, sobald diese im Abgeordnetenhaus eingetroffen sind. Einfach und verständlich. Zumal es genaugenommen keine Rolle spielt, wer in den meisten Bundesstaaten überzeugen konnte. Am Ende zählen die Wahlmänner. So mancher Präsident hatte die Wahl in der Tasche, kaum waren einflussreiche Staaten wie Ohio auf der sicheren Seite.

Wer jedoch die Wahl zur kommende Legislaturperiode verfolgte, konnte auch die Unschlüssigkeit in der amerikanischen Bevölkerung beobachten. Es war von den Leistungen des amtierenden Präsidenten enttäuscht und von Versprechungen des Konkurrenten nicht überzeugt. Die Menschen der USA haben eingesehen, dass die einst größte Nation der Welt in der Moderne angekommen ist.
Es ist die Entscheidung zwischen Teufel und Beelzebub, die Wahl des kleineren Übels. „In God We Trust.“

Doch warum in die Ferne schweifen, wenn das Elend so nah liegt? Seit Monaten ist auch in der Bundesrepublik keine vernünftige Politik mehr möglich. Alles schreitet mit großen und kleinen Schritten auf den Wahlkampf des Bundestags zu.
Und kaum ein Tag vergeht, an dem es keinen Skandal gibt. Die Satiremedien feiern täglich Weihnachten. Politiker dementieren sich gegenseitig und spotten über die Gegner. Noch vorab werden Koalitionen ausgeschlossen und dem Wähler garantiert, keine Bündnisse mit irgendwelchen anderen Elementen zu knüpfen. Die Halbwertszeit dieser Aussage beträgt zwischen zwei Wochen und vier Monaten. Es ist eine Schmach in Deutschland ein System entwickelt zu haben, welches mehreren mögliche Parteien gestattet, sich zu etablieren. Ein Mehrfrontenkrieg verlangt mehr Ressourcen und mehr Zeit. Es ist nicht einfach eine Menge an Regierungswilligen zu diskreditieren

und dabei die eigenen Schäfchen im Trockenen zu halten. Schlimmstenfalls muss sich eine Partei selbst standhafte Programme überlegen, die zu Regierungszwecken an die Bevölkerung gereicht werden. Diese ewig nörgelnde Bevölkerung, die nie mit den Ergebnissen einer vierjährigen Regentschaft zufrieden ist. Ständig wird demonstriert, revoltiert, diskutiert und zivilisiert. Wie Kinder muss man die Bürger an die Hand nehmen und den Stift führen. Bloß kein falsches Kreuz setzen. Dabei ist das deutsche Wahlsystem doch um so viel einfacher zu verstehen als das US-amerikanische.

Ausnahmslos jeder Bundesbürger hat ab seinem 18. Lebensjahr die Möglichkeit, seine beiden Stimmen in Wahlen auf Bundesebene abzugeben. Die erste Stimme wird dabei für Direktmandate verwendet. Das bedeutet, dass ein mehrheitlich gewählter Abgeordneter unabhängig von seiner Parteizugehörigkeit in den Bundestag gewählt wird und einen Platz erhält. Dafür ist Deutschland in 299 Wahlkreise aufgeteilt, jeder davon stellt einen gewählten Mandaten. 299 weitere Plätze im Bundestag werden von der zweiten Stimme beeinflusst. Mit dieser stimmen die Wähler über die Partei ab, die im Bundestag auftreten soll. Die Sitze werden prozentual an die Parteien verteilt. Hat jedoch eine Partei weniger als 5% der Stimmen in der Gesamtauszählung erreicht, wird sie aus dem Bundestag ausgeschlossen. Die Regierung setzt sich aus der Koalition zusammen, die den Großteil der Sitze im Bundestag hat und damit mindestens 51% erreicht. Die restlichen Parteien und Sitze bilden die Opposition und garantieren eine Regierung ohne Willkür. Damit ist das deutsche mehrheitliche Verhältniswahlsystem eines der gerechtesten weltweit.
Und dann geht es los. Die ersten Wochen wird noch über eventuelle Wahlversprechen diskutiert und dann verschwimmt alles im Sand der Zeit. Für weitere vier Jahre trägt die Bevölkerung selbst Schuld für ihre Demokratie und ist nahezu mittellos an die Belange und Unterfangen der Regierung gebunden. Die Steuerzahlenden machen mit. Ob gewollt oder nicht. 77% Wahlbeteiligung ist ausschlaggebend genug. Der traurige Rest verzichtet vollständig auf den Wahlgang. Als Protest wären dagegen ungültige Wahlscheine sinnvoller, denn diese werden gezählt und können gegebenenfalls eine Neuwahl erzwingen.

Dann waren da noch diese Wahlen an den Hochschulen. Diese ominösen Listen und Plakate, die kaum mehr von Einladungen zu diversen Veranstaltungen zu unterscheiden sind. Auch wenn die Parteien in diesem Fall nicht schon Monate zuvor für sich warben, ist für den Großteil (70.5%) der Studierendenschaft eine Wahl ausgeschlossen oder eine ungenutzte Option. Sei es die Enttäuschung über das uneingelöste Versprechen des Vorjahres oder schlicht die Unwissenheit über die Ziele.
Um den politisch einflussreichen Homer J. Simpson zu zitieren: „Gib nicht mir die Schuld, Marge. Ich hab für Kang gestimmt!“

Nach der Wahl ist vor der Wahl

Die ewigen Missionare

Über Zeugen Jehovas in Deutschland

Text: **Linda Lucille Schulzki** Bild: **Bente Selpien**

Es ist Samstag, sieben Uhr früh und an der Tür klingelt es: Ein Zeuge Jehovas, um über Gott und die Welt zu sprechen. In der Erwartung ausschlafen zu können, hat Max H. am Abend vorher ein Glas zu viel getrunken und ist ein paar Minuten zu spät ins Bett gegangen. Doch sein Plan geht an diesem Morgen nicht auf. Situation bekannt - was sich hinter den Zeugen Jehovas eigentlich verbirgt nicht?

Hier finden die Versammlungen statt: Der Königreichssaal Zeugen Jehovas in Lüneburg

Um vorweg einmal alle Klischees beiseite zu räumen: Zeugen Jehovas lassen ihre Kinder nicht zwangsläufig verbluten, gehen nicht davon aus, als einzige ins Paradies zu kommen und dürfen sehr wohl fernsehen, Radio hören oder tanzen. Einige Bräuche der Zeugen scheinen sogar viel moderner zu sein als andere christliche Traditionen. Immerhin lassen sie ihre Kinder selbst entscheiden, ob sie der Religion beitreten wollen oder nicht. Babytaufen gibt es nicht. Auch das „Du sollst nicht töten“ nehmen sie wortwörtlich. Daher, und weil nur Gott richten darf, halten sie sich aus Politik und Kriegen raus. Es wurden schon während des Zweiten Weltkriegs Zeugen wegen Kriegsverweigerung bestraft. Nicht einmal das Tragen einer Waffe wird geduldet. Eine Karriere als Polizist ist für Zeugen undenkbar. Aber sie vertreten auch viele extreme Ansichten, die vor allem ihr eigenes Leben einschränkt.

Zeugen Jehovas zählen zu den christlichen Fundamentalisten. Was das bedeutet? Sie nehmen die Bibel beim Wort. Diese Genauigkeit der Zeugen führt zu ihrer Andersartigkeit. Darin liegt auch der Grund warum Zeugen weder Weihnachten noch Ostern feiern. Diese Feiertage haben heidnischen Ursprung und werden daher von den Zeugen nicht anerkannt. Stattdessen feiern Zeugen „Das Gedenken an Jesu Tod“. Geburtstage feiern sie auch nicht, weil sie eine nicht-egozentrische Weltsicht haben. Das heißt, dass nicht das Individuum an sich, sondern nur Gott im Zentrum steht. Sich selbst und seine eigene Existenz zu feiern widerspricht diesem Weltbild der Zeugen.

Striktes einhalten biblischer Gebote

Die Bibel gibt ihnen vor, sich vor Hurerei, Erwürgtem und Blut fernzuhalten. Sie interpretieren diesen Text so, dass alle Vollblutprodukte und medizinische Maßnahmen mit Blut nicht akzeptabel sind. Darunter zählen natürlich auch Bluttransfusionen, die lebensrettend sein können. Alternativ unterhalten sie Kontakte zu Ärzten, die zeugengerecht behandeln. Kompliziert wird es, wenn die Gesundheit eines

Kindes oder eines Säuglings auf dem Spiel steht. In solchen Fällen hat sich bereits das strenge und erbarmungslose Gesicht der Glaubensgemeinschaft gezeigt. 2010 starb eine Mutter bei der Geburt ihres Kindes, da sie, und nachdem sie bewusstlos wurde auch ihr Mann, eine Bluttransfusion ablehnte. Es war das gute Recht der Frau über ihr eigenes Leben zu entscheiden, doch das Leben ihres ungeborenen Kindes hätte mit fremden Blut gerettet werden können. Dies ist ein deutlicher Widerspruch der Zeugen gegenüber ihrer strikten Ablehnung von Abtreibungen.

Andere Regeln der Zeugen sind zwar weniger extrem, werden aber genauso konsequent befolgt. Wer offiziell Mitglied der Zeugen Jehovas wird - sich also taufen lässt - der kann den Zeugen nicht mehr entkommen ohne sämtliche Kontakte abzubrechen. Ihnen ist der Kontakt mit sogenannten „Abtrünnigen" strengstens verboten. Ausnahmesituationen werden geduldet. Sollte zum Beispiel die eigene Mutter austreten, dürfen Anhänger zwar nicht mehr mit ihr reden, aber an ihrer Beerdigung teilnehmen.

Der Wächter und seine Schäfchen

Diese strengen Regeln stammen nicht aus der Bibel. Sie werden von der Wachtturm-Gesellschaft, dem Verlag und Hauptsitz der Zeugen Jehovas in Deutschland, verbreitet. Das große Gebäude in Hessen erhält seine Anweisungen aus Brooklyn, New York (der weltweite Hauptsitz aller Zeugen Jehovas) und erhebt einen ähnlichen Anspruch wie die Bibel selbst. Widersprüche zu den Inhalten ihrer Magazine „Der Wachtturm" und „Erwachet" werden nicht geduldet. Die Wachtturm-Gesellschaft erzeugt Dogmas, welche in manchen Fällen über Leben und Tod entscheiden können. In den Magazinen werden sehr konservative Werte vertreten: Homosexualität, Sex vor der Ehe oder Unterhaltungsmedien über Magie gelten als Sünde. Sie werden mit öffentlichen Verweisen vor der Versammlung in den Königreichssälen (die Kirchen der Zeugen) und Redeverboten bestraft. Um Demütigungen zu vermeiden, wird zwar nicht verkündet warum jemand keine Antworten mehr geben darf, jedoch sprechen sich solche Dinge innerhalb der kleinen Versammlung – es heißt Versammlung, nicht Gemeinde – schnell herum. Zu manchen Geboten, oder eher Verboten, gibt es verschiedene Meinungen. Einige ziehen die Grenze bei der Magie in Harry Potter und Twilight, andere wiederum verbannen Pippi Langstrumpf aus der Lektüre ihrer Kinder. Übernatürlich ist eben nur Gott – kein rothaariges Mädchen mit Superkräften.

Außerdem zeigen sich ihre konservativen Strukturen in ihren Versammlungen, denn dort haben die Männer das Sagen. Frauen dürfen zwar teilnehmen, haben jedoch nicht das Recht zu predigen oder ein öffentliches Amt zu bekleiden. Sie dürfen auch für andere lehren, müssen dabei aber in Gegenwart eines Mannes eine Kopfbedeckung tragen und sollen sich eher dem Predigtdienst widmen. Predigtdienst wird die allseits bekannte Missionierung der Zeugen genannt. Missionare gibt es übrigens nicht nur hier. Alle Christen senden Missionare in Gebiete, wo ihr Glaube schwach vertreten ist. Dass Protestanten und Katholiken nicht am Samstagmorgen an unsere Türen klopfen, liegt ausschließlich daran, dass sie es nicht nötig haben in Deutschland ihren Glauben zu verbreiten. Nicht so bei den Zeugen Jehovas. Die Relevanz des Predigtdiensts führt auch dazu, dass sich viele Zeugen gegen eine Hochschulbildung entscheiden. Denn wer gewillt ist zu studieren, kann genauso gut die Bibel studieren – ist schließlich viel wichtiger, denn wer nicht missioniert, verpasst es anderen die Chance auf das Paradies und den Himmel zu offenbaren.

Kein Fegefeuer, dafür den privilegierten Himmel

An die Hölle glauben Zeugen Jehovas nicht. Dafür sowohl an das Paradies einerseits und an den Himmel andererseits. Ins Paradies auf Erden kommen nach dem sogenannten Harmagedon jene, die sich für die Zeugen entschieden haben. Alle anderen bleiben tot, was Zeugen Jehovas als nicht-existent definieren. Unter denen, die sowieso das Recht auf das Paradies haben, werden noch einmal die besten 144.000 unter ihnen in den Himmel kommen. Das ist ein bisschen weniger als die Einwohnerzahl der nordischen Kleinstadt Oldenburg.

Im Gegensatz zu anderen sektenähnlichen Gruppierung sind Zeugen Jehovas nicht als Gefahr für andere einzuschätzen. Wenn jemand ihnen sagt, er sei nicht interessiert, wird das beharrliche Missionieren eingestellt. Es stellt sich eher die Frage, nach der Gefahr für sie selbst. Es ist eine kleine Versammlung, die sich abspaltet; ihre Bekanntschaften nur unter ihresgleichen sucht; sich ihre Lebensweise vorschreiben lässt, ohne sie zu hinterfragen und einen Universalanspruch an ihren Glauben erhebt. Das gut oder schlecht zu finden ist, wie bei allen Religionen, eine Glaubensfrage.

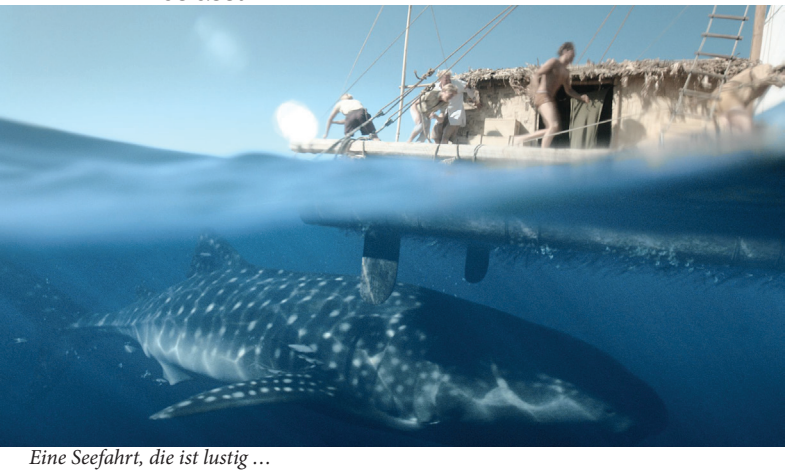
Hierarchie der Zeugen Jehovas:
Ungetaufter Verkündiger: Voraussetzung, Vorbereitung
Getaufter: volles Mitglied der Zeugen Jehovas
Dienstgehilfen: haben koordinatorische Aufgaben (damit nicht alle an der gleichen Tür klingeln)
Älteste: haben Verantwortung über die Leitung der Versammlung
Kreisaufseher: achtet auf mehrere Versammlungen innerhalb des Kreises (es soll nichts ‚falsches' gepredigt werden, was der Wachtturm-Gesellschaft widersprechen könnte)
Bezirksaufseher: achtet auf mehrere Kreise
Das Betel in Brooklyn: der Wachtturm selbst (das oberste Hauptquartier der Zeugen Jehovas)

Freiheit und Mut im Kino

Ein Besuch bei den Nordischen Filmtagen in Lübeck

Text: **Hannah Fuhrmann** Bild: **Nordische Filmtage Lübeck**

Filmfestivals sind toll. Man darf so viele Filme gucken, wie Mama es früher nie erlaubt hat, sich den ganzen Tag im Kinosessel lümmeln, Popcorn mampfen und intellektuell fühlen. Im November habe ich die Nordischen Filmtage besucht und insgesamt 1080 Minuten auf die Leinwand geschaut. Mittelpunkt sind skandinavische Filme, von denen einige später auch in die deutschen Kinos kommen. Viele von den gezeigten Filmen haben mich berührt und mit Gedanken gelassen, die die Nacht überdauern. Filme sprechen mich häufig auf eine ganz andere Weise an, als Bücher oder Musik. Es ist die Verbindung von Ton und Bild, die einen nicht so schnell loslässt.



Eine Seefahrt, die ist lustig …

Besonders die Filme „Kon-Tiki", „Marie Krøyer " und „Palme" haben mich beeindruckt. Kon-Tiki aus Norwegen erzählt die Geschichte des Entdeckers Thor Heyerdahl, der beweisen will, dass Polynesien aus dem Süden bevölkert wurde. Der Norweger und seine fünf Begleiter wagen auf einem Floß die Reise von 8000 Meilen. Die wahre Geschichte hinter dem Film, das Auf und Ab in der Stimmung der Crew, die Gefahren und die eindrucksvollen Bilder machen ihn zu einem wahren Kinogenuss. Mitte März läuft der Film in Deutschland an.
Während Kon-Tiki von Männern dominiert wird, geht es in „Marie Krøyer" um die Frau des dänischen Ausnahmemalers P.S.Krøyer. In ihrer Ehe erstickt sie langsam an der psychischen Krankheit ihres Mannes und flieht mit ihrer Tochter zu einer Freundin. Sie verliebt sich in einen schwedischen Komponisten und ist hin und her gerissen zwischen ihm und ihrer Tochter Vibeke, die der Vater nicht hergeben will.
Marie Krøyers Weg ist beeindruckend und die Stärke des Filmes liegt in der ruhigen Erzählweise und den ästhetischen Bildkompositionen.
Olof Palme war der schwedische Ministerpräsident, der 1986 auf offener Straße in Stockholm ermordet wurde. Der Täter wurde bis heute nicht gefasst.
Die Dokumentation „Palme" greift sein Leben als Privatperson und Politiker auf und stellt es in Zusammenhang mit der damaligen politischen Lage. Als eine der ersten Szenen wird ein Interview von 1969 gezeigt. Der amerikanische Moderator David Frost fragt Palme, wie er nach seinem Tod einmal erinnert werden möchte. Palmes Antwort: Er mache sich darüber keine Gedanken, da sonst Mut und Kühnheit verloren gehen und man nur in Angst verharrt, seine Lebensfreude verliert und nichts mehr wagt.
Diese Aussage hat mich wirklich fasziniert und der weitere Verlauf seines Lebens, sowie der plötzliche Tod, stehen im makabren Zusammenhang dazu.
Alle drei Filme haben einen Bezug zum echten Leben und beruhen auf wahren Begebenheiten.
Dagegen ist „Das Leben ist nichts für Feiglinge", vom Buchautoren Gernot Gricksch eine herrliche Tragikomödie. Die Mutter von Kim stirbt und lässt sie mit ihrem Vater fassungslos zurück. Es geht um den Weg zurück ins Leben und der Film, welcher in Hamburg spielt, zeigt wie nahe Leid und Freude beieinander liegen. Bestes Filmzitat: Der Freund von Kim klaut ihr ein Auto. Ihr Erstaunen kommentiert er mit: „Wenn du willst, klau ich dir die ganze Welt, Baby!"
Alle vier Filme haben ihre ganz persönliche Botschaft. Es geht um Verlust, Mut, Freiheit und Wagemut.
Es lohnt sich Filme anzuschauen, die auf den ersten Blick vielleicht unbequem wirken oder nicht für ein narkotisierendes Erlebnis herhalten. Aber es lohnt sich es auszuhalten. Ich wurde fast immer belohnt: Aus Filmen herauszugehen und dabei zu wissen, dass man sich immer an diese eine Szene erinnern wird. Ein guter Film lässt einen benommen, bedrückt oder beseelt zurück. Wem die vier Filme nichts sagen oder langweilig vorkommen: Irgendein Film packt dich sicher auch und es lohnt sich zu überlegen, warum und daran festzuhalten. Wir sehen so viele Filme und Bilder, die auf uns einprasseln, aber wenn uns einer dann aus dem Alltagstrott reißt und packt, dann möchte ich das für nichts eintauschen.

Und sonst so?

Die Kunst des belanglosen Gesprächs

Text: **Frederike Rausch** Bild: **Elisa Bracht**

Jeder von uns tut es. In der Regel sogar mehrmals am Tag. Und dabei betonen die Meisten, dass sie es hassen. Dieses oberflächliche Gerede, dieses Ausweiten von Banalitäten wie dem Wetter oder der derzeitigen Erkältungswelle. Smalltalk ist nicht jedermanns Sache. Doch um neue Bekanntschaften zu schließen, ist er unvermeidlich. Er hilft das Gegenüber aus respektvoller Distanz kennen zu lernen und dient dem Schutz der eigenen Person. Ist ein gemeinsamer Gesprächsstoff gefunden, befinden sich beide Parteien auf sicherem Terrain. Grenzen werden gesteckt und Positionen bezogen, man „tastet" einander vorsichtig ab. Meist ist schon nach wenigen Worten klar, ob die Chemie stimmt. Tut sie das nicht, kann man sich durch abschließende Worte zurückziehen. Doch ist manch einer zu höflich, um den Gesprächspartner sich selbst zu überlassen. Da wird dann herum gedruckst und sinnloses Zeug erzählt. Kaum einer hat den Schneid zu sagen: „Okey, ich gehe jetzt mal, wir beide haben uns im Grunde nichts zu sagen und du interessierst mich einen feuchten Kehricht." Desinteresse wird eher durch abschweifende Blicke und wortloses Nicken deutlich gemacht, in der Hoffnung, dass das nervende Gegenüber den Wink versteht.
Aber es gibt auch „klassische" Situationen, in denen das kleine Gespräch wie von selbst läuft. Wer hat nicht schon einmal auf einer Party mit einem Wildfremden über Gott und die Welt philosophiert? Oder im Metronom mit einer nur flüchtig Bekannten Neuigkeiten über dies und jenes ausgetauscht? Dass die Worte manchmal wie von selbst flutschen, liegt selbstredend an der Umgebung. Zum Beispiel wird auf einer Party durch den gemeinsamen Gastgeber Verbundenheit geschaffen. Das gibt beiden Gesprächspartnern Sicherheit. Schwieriger ist der Smalltalk in beruflichen Situationen. Die Angst zu viel von sich preiszugeben oder einen schlechten Eindruck zu machen, verknotet manch einem die Zunge.
Die Kunst des Smalltalks hängt eng mit dem Selbstbewusstsein zusammen. Je selbstbewusster eine Person ist, desto leichter fällt es ihr, mit anderen Menschen ins Gespräch zu kommen. Schüchterne Leute haben dagegen Schwierigkeiten einen Gesprächsanfang zu wagen oder scheuen sich Nachfragen zu stellen. Wird der Ball jedoch nicht zurück gespielt, verliert sich der Smalltalk im Nichts. Es kommt zu dem Moment, in dem man das Gefühl hat, die Grillen im Hintergrund zirpen zu hören.
Doch die Schüchternen müssen nicht verzagen. Folgt man den Tipps von Selbsthilfebüchern, scheint es ein Kinderspiel, den Smalltalk zu erlernen. Als Erfolgsrezepte gelten: Den Anfang wagen, Interesse zeigen, offene Frage stellen und lächeln, lächeln, lächeln. Auch soll man sich nicht davor scheuen, über Belangloses und Offensichtliches zu reden. Gewarnt wird dagegen vor Themen wie: Religion, Politik, finanzielle Situationen, persönliche Problemen, Gerüchte und Klatsch über andere Personen. Wer im Smalltalk unverfänglich und locker bleibt ist auf der richtigen Seite, so die Ratgeber.
Smalltalk ist keineswegs so schlecht wie sein Ruf, sondern für die menschliche Kommunikation essentiell. Die Gespräche ohne weiteren Tiefgang können zum Beispiel helfen, die Atmosphäre zu entspannen oder das eigene Image verbessern. Tatsächlich gehen auch nur 20 % der Gespräche, die wir täglich führen, über den oberflächlichen Plausch hinaus. Warum also nicht auch gegenüber neuen Personen Sprechhemmungen fallen lassen und einfach mal drauf los plaudern? Wenn sich auch nicht unbedingt neue Freundschaften ergeben: Selbsterfahrung sammelt man in jedem Fall.

Quatschen in unbekannter Gesprächsrunde

Der Besuch

von **Frederike Rausch**

Das hitzige Gefühl in seiner Magengegend wandelte sich in ein brennendes Inferno als er jetzt vor dem lang gestreckten Backsteinhaus stand. Hier hatte sich seit den letzten zwei Jahren nichts verändert; ein Weg aus Pflastersteinen führte durch den von zahlreichen Gartenzwergen bewohnten Vorgarten zu der grünen Eingangstür, neben der das bronzene Schild mit der verschnörkelten Aufschrift „Friedenshaus“ befestigt war.
Sie mochte keine Schnittblumen, deswegen hatte er ihr eine hübsche Pflanze in einem Topf gekauft. Die Verkäuferin hatte ihm versichert, dass aus den dicken fleischfarbenen Knospen schon bald große, lilafarbene Blüten sprießen würden. Er hatte die Pflanze in der Hoffnung ausgesucht, dass sie seiner Mutter so gut gefiel, dass sie sie in ihr Beet setzte. Jetzt zitterte der Blumentopf in seinen Händen. Wieder riet ihm die hämmernde Stimme in seinem Kopf, dass es besser wäre, zu verschwinden. Was bringt der Besuch schon, huh? Was bezweckst du damit? Sie wird dich sowieso davon jagen! Und vor seinem geistigen Auge sah er wieder, wie der Besuch vor zwei Jahren verlaufen war. Vieles hatte er verdrängt, doch er erinnerte sich, wie der Blick seiner Mutter sich von einer Sekunde auf die andere gewandelt hatte. In ihren grauen Augen lag plötzlich wieder dieser irre Glanz, vor dem er sich als Kind schon gefürchtete hatte. Und sie schrie und beschimpfte ihn mit all den schlimmen Wörtern und Sätzen, die sich seit damals in seinen Geist gebrannt hatten.
Leander schüttelte den Kopf, als könnte er die aufkommenden Emotionen vertreiben und trat mit festem Schritt durch das Tor. Er hatte sich selber das Versprechen abgenommen, es wenigstens zu versuchen. Entschlossen drückte er die Klingel. Schon nach wenigen Sekunden wurde ihm geöffnet. Leanders Blick fiel zuerst auf das große, silberne Kruzifix, das die Person um ihren Hals trug. Dann blickte er in ihr Gesicht. Die kurzen eisgrauen Haare und die quadratische Brille mit dem roten Gestell waren noch dieselben wie im vorletzten Jahr.
„Oh Leander, wie schön, dass Sie da sind.“ Und ein Strahlen ging über ihr Gesicht, als sähe sie in ihm den wahrhaftigen Sohn Gottes. Leander zwang sich zu einem Lächeln, während er ihre ausgestreckte knorrige Hand ergriff und schüttelte.
„Äh, genau, wir hatten ja telefoniert“, sagte er.
„Kommen Sie nur herein, mein Junge, kommen Sie herein“, sagte Erika und machte mit der linken Hand eine einladende Geste, welche die vielen silbernen Armreifen an ihrem dürren Handgelenk klimpern ließ. Ein Geruch von Lavendel wehte Leander entgegen, als er an Erika vorbei in das Gebäude trat.
„Ihre Mutter ist im Garten, hier geht’s lang“, verkündete Erika immer noch strahlend.
Leander folgte ihr durch die weite Eingangshalle und schließlich in eine Art Aufenthaltsbereich. Obwohl die Tür der Terassenfront weit offen stand, war die Luft in dem Raum stickig. Im Lichtschein flirrte der Staub wie ein aggressiver Mückenschwarm.
Erika führte Leander durch die Terrassentür in den Garten. An einem runden Keramiktisch saßen einige Leute, die rauchend und lachend Karten spielten. Sie gingen durch ein kleines Heckenlabyrinth und erreichten schließlich den hinteren Teil des Gartens. Lauter kleine Beete, im sorgfältigen Schachbrettmuster und von winzigen Zäunen umgeben, erweckten den Eindruck, dass diese von Zwergen bestellt und gepflegt wurden.
Leanders Magen zog sich vor Aufregung zusammen, als er in kurzer Entfernung die rothaarige kleine Gestalt wahrnahm, die, ihm den Rücken zugekehrt, in gebückter Haltung an einem Beet zu Gange war. Schlagartig hatte er das Gefühl, aus dem Hier und Jetzt gerissen und in ein Vakuum katapultiert zu werden. Er fühlte nicht mehr die wärmenden Sonnenstrahlen, roch nicht mehr den würzigen Geruch der Pflanzen, hörte nicht mehr das Lachen der Menschen. Es gab nur noch seine Mutter, die mit einer kleinen Harke winzige Gräben in die dunkle Erde schlug. Sorgfältig und im immer gleichen Rhythmus. Schlag auf Schlag. Irgendjemand berührte ihn am Arm und er wurde zurück in die Realität geschleudert.
Erika strahlte ihn an, ihr Kruzifix blitzte im Sonnenlicht.
„Gehen Sie nur zu Ihr, sie weiß, dass Sie kommen. Wenn Sie mich brauchen, ich bin auf der Terasse.“
Leanders Hände schlossen sich noch fester um den Blumentopf. Langsam ging er auf seine Mutter zu. In seinem Innersten jagten sich die Emotionen, fielen schließlich übereinander her und zerrissen und fraßen einander, während die Bilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer wilden Karussellfahrt an seinem geistigen Auge vorüber zogen. Hass und Schmerz, gepaart mit Angst und Liebe, Hoffnung erzeugend und zugleich vernichtend.
Seine Beine schienen sich in Eisenstangen verwandelt zu haben. Er näherte sich seiner Mutter mit einer solchen Langsamkeit, dass es unerträglich wurde

und fürchtete doch den Moment, da er sie erreichen würde. Die kleine gebückte Gestalt, die jetzt die zierliche Hand nach dem kleinem Weidenkörbchen ausstreckte, das wohlig in das Gras gebettet worden war und das viele bunte Tütchen mit Samen enthielt. Er wollte ihr so vieles sagen, wollte sie packen und schütteln, sie anschreien und zugleich in die Arme schließen und ihren Herzschlag mit dem seinem vereinen. Doch waren die drei Worte, die er nach zwei Jahren erstmals wieder an sie richtete das Gegenbild seiner Gefühlswelt.
„Hallo, wie geht's?"
Wie konnte sein Mund diese Worte formen? Und wie konnte seine Stimme sie so farblos und tot klingen lassen, wo doch sein Geist bei dem Anblick der großen grauen Augen schrie und tobte, weinte und sich selbst in Fetzen riss?
Seine Mutter richtete sich auf, klopfte sich den Schmutz von der ausgeleierten Jeans und ihre schmalen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.
„Oh schön, dass du da bist."
Und sie breitete die Arme aus und drückte ihn für zwei Augenschläge an ihre erdbeschmutze grüne Gartenschürze. Es war eine flache, einseitige Umarmung, was nicht nur daran lag, dass Leander den Blumentopf immer noch in seinen beiden Händen hielt. Sein Herz schien in einem Schraubstock zu stecken. Wie gerne hätte er doch den Blumentopf in das Gras gelegt, um seine Mutter mit seinen beiden Armen fest an sich zu drücken. Wie gerne hätte er doch den Blumentopf auf die Erde gefeuert und ihr mit der linken und rechten Faust in das affektierte, lächelnde Gesicht geschlagen.
„Ich habe dir Blumen mitgebracht", sagte er mit einer Stimme, die nicht seine war und streckte ihr den Topf entgegen.
„Ach, wie hübsch", entgegnete sie, nahm die Pflanze an sich und betrachtete sie von allen Seiten.
„Aus den Knospen wachsen bald lila Blüten", sprach er weiter und fragte sich, woher die Worte kamen.
„Ich weiß, ich weiß. Sehr schön!"
Ihre Stimme klang zu fröhlich. Zu heiter.
„Wollen wir uns setzen? Das Arbeiten im Garten ist doch anstrengender als es aussieht."
Sie wies mit ihrer schmalen Hand auf die Holzbank. Leander nickte und sie beide setzten sich.
Seine Mutter stellte den Blumentopf auf die Erde und plapperte sofort munter drauf los.
„Ist der Garten nicht schön? Jeder hat hier ein kleines Beet für sich. Ich pflanze Tomaten und Radieschen."
Und Leander hörte zu. Er hörte die Worte, die für ihn keine Bedeutung hatten und lächelte doch, obwohl mit jedem sinnlosen Satz ein Stich durch sein Herz fuhr. Seine Mutter erzählte ausführlich von ihren Mitbewohnerinnen, von den Kartenspielen am Nachmittag und von dem Protagonisten aus dem Buch, das sie gerade las. Es gab keinen Moment, in dem ein Schweigen in der Luft lag und doch hatte Leander das Gefühl, dass selbst in einem Schweigen viel mehr Inhalt gesteckt hätte, als in dem wirren Brei, den seine Mutter von sich gab. Er beobachtete ihre Hände. Sie waren dreckig von der Erde und dunkle Schmutzränder lagen unter ihren Nägeln. Seine eigenen Finger juckten bei dem Anblick und er begann wie üblich seine Nägel unter die des anderen zu schieben, bis er den Schmerz spüren konnte.
Irgendwann, Leander hatte keine Ahnung, wie lange sie hier schon saßen, trat Erika neben ihn und legte eine Hand auf seine Schulter.
„Ich glaube, es ist an der Zeit, dass Sie jetzt gehen. Ihre Mutter muss sich etwas ausruhen."
„Na dann bis zum nächsten Mal", sagte seine Mutter betont munter und streckte ihm ihre verdreckte Hand hin. Leander ergriff sie, spürte den schlaffen Händedruck und ekelte sich.
„Kommen Sie mein Junge, ich bringe Sie zur Tür", sagte Erika und schob Leander mit sanfter Gewalt vor sich her.
„Es war wirklich gut, dass Sie vorbei gekommen sind. Was Ihre Mutter jetzt unbedingt braucht sind Familie und Freunde, die sie besuchen kommen. Das stärkt ihr Selbstwertgefühl."
„Na so was", murmelte Leander abwesend.
Schon befanden sie sich an der Haustür.
„Also dann, mein Junge, rufen Sie mich gerne wieder an, dann besprechen wir einen weiteren Besuchstermin. Ihre Mutter wird sich freuen."
„Natürlich", entgegnete Leander, ließ sich von Erika zum Abschied auf die Wangen küssen und verließ das Friedenshaus und alles, was mit ihm zusammenhing.
Während er die Straße entlang und auf die Bushaltestelle zuging, krabbelten die bedeutungslosen Sätze seiner Mutter wie gefräßige Heuschrecken durch seinen Kopf und ließen nichts zurück außer einer erdrückenden Leere. Er stieg nicht in den Bus ein. Er brauchte frische Luft, um in seinem Kopf neue Samen sähen zu können.

Auch du willst etwas von dir veröffentlichen?

Egal ob Kurzgeschichten, Gedichte, Zeichnungen oder andere Kreativitäten. Schick dein/e Werk/e zu univativ@leuphana.de und vielleicht wird in der nächsten Ausgabe dein Werk zu finden sein.

Rückmeldung zu den veröffentlichen Werken sind außerdem willkommen und erwünscht. Ebenfalls an univativ@leuphana.de.

Rausgehn

von **Morgan Winonah**

Ich hab gemalt und geschrieben

Gedanken verbannt und Gedanken getrieben

Hab im Zeichen der Zeichnung das Wort abgeschrieben

Und aus Furcht vor der Leere den Stift angewiesen

All die Silben vergilben auf vergessenen Blättern

all die Formen und Farben und Zeilen und Lettern

nach außen so oft die Vernunft angepriesen

hier drin schon so oft mich selbst eingewiesen

Ich schaffe das Bild und den Text aus Verzweiflung

Weil niemand von außen mich im Innern begreift und

Aus Furcht dass doch einer mir jemals zu nah kommt

Versteck ich mein Heft und so mich wenns drauf ankommt

Doch irgendwann werd ich aufstehn und rausgehn

Mich zu den vielen stellen die schon so lange in der Schlange stehn

Weil auch ich irgendwann gehört werden muss

Und weil auch ich irgendwann gesehn werden muss

Ich & Icht

von **Enalin Sonal**

Ich wollte dich, du wolltest mich nicht,
doch was dein Aug‘ sprach war das nich.
Sagte es ängstige mich, so dicht,
so viel zu fühlen für dich.
Glaub nicht dein Reaktion war ehrlich,
Abstand war’s, wodurch alles zerbricht.

Klar war das ,n Stich für mich.
Nach `ner Weile ok, oder nicht?
Dacht schon es wird wieder licht,
dass es nicht mehr kümmert mich.

Doch ich denke immer noch an dich.
Das ärgert mich, ich will das nicht.
Wie ein Phantom verfolgst du mich.
Will dich verhören unter hellem Licht:
Was soll denn das? Los jetzt, sprich!

Sagst mir mit Worten seist du ehrlich,
doch so zu sprechen ist gefährlich,
denn ich sah was and‘res im Gesicht.
Zweifel langsam mich beschlich
Konnt‘ dein Blick so täuschen mich?

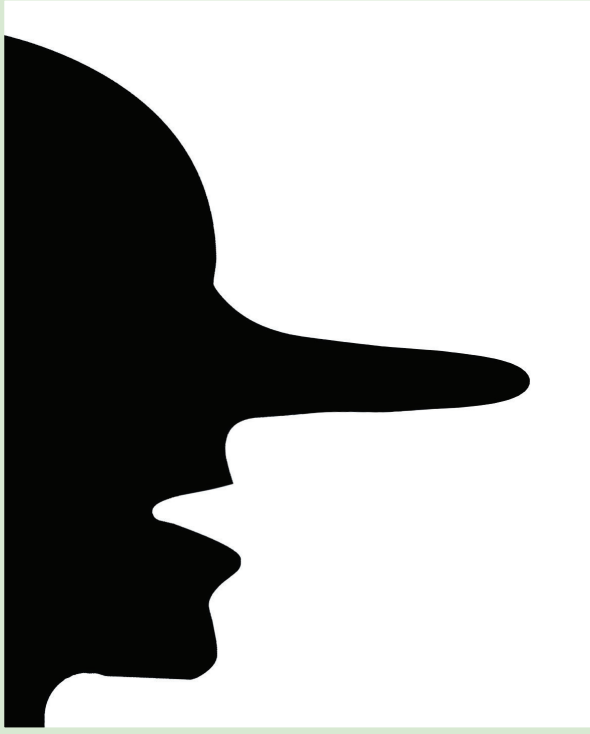
Doch kann‘s nicht ändern, will‘s verdrängen,
statt noch weiter an dir zu hängen.

Univativ testet: Nicht als die Wahrheit!

Die Woche ohne Lügen

Text: **Charlotte Huch** Bild: **Geld Altman / pixelio.de**

Die Aufgabe: Eine Woche lang die Wahrheit sagen. Klingt nach einer leicht zu bewältigenden Aufgabe. Sooft lüge ich ja wohl nicht! Aber wie sieht das denn mit den kleinen Notlügen aus, die einem so rausrutschen, weil man jemanden nicht verletzen mag? Auf solche Höflichkeitslügen berufe ich mich doch des Öfteren. Das geht jetzt nicht mehr. Ich werde bei jeder Frage etwas länger überlegen müssen, bevor ich antworte. Welche Auswirkungen wird das konsequente und schonungslose Ehrlichsein wohl haben?



Lieber ehrlich und direkt, als hinten herum

Tag 1: Ein bisschen aufgeregt bin ich schon. Hoffentlich gerate ich nicht sofort in eine Situation, in der ich mit meiner vermeintlich dreisten Direktheit anecke. Meine lieben Freunde, ich entschuldige mich im Voraus für meine eiskalte Ehrlichkeit!

Heute brachten mich besonders ganz alltägliche Situationen, in denen man normalerweise innerhalb von einer Sekunde mit irgendeiner Floskel reagiert, auf einmal in einen Zwiespalt. Auf die Frage „Hey, wie geht es dir?“ hätte ich eigentlich ohne groß darüber nachzudenken mit „gut, gut“ geantwortet, aber heute muss ich wählen zwischen: „Ach ja, geht so, habe viel zu tun heute“, also der Wahrheit, oder doch der automatisierten Antwort, die nicht ganz der Wahrheit entspricht. Man denkt es nicht, aber solche Fragen tauchen ziemlich oft am Tag in den unterschiedlichsten Konversationen auf! Ist ein wenig anstrengend, muss ich zugeben.

Tag 3: Es hat sich schon jetzt herum gesprochen, dass ich quasi ein Orakel bin. Somit musste ich heute eher weniger ernst gemeinte Fragen ehrlich (und meistens mit ja) beantworten. Das führte nicht nur zur allgemeinen Belustigung, sondern half mir auch bei meinem Experiment. Denn auf Scherzfragen wie zum Beispiel: „Sag ehrlich, magst du mich?“ antwortete ich zunächst mit: „Neeeiiin, wie kommst du denn darauf?“. Später fiel mir auf, dass selbst diese Ironie gewissermaßen eine Lüge ist! Ich glaube, der Verzicht auf Ironie wird mir nach dieser Erkenntnis am schwersten fallen. Mir stehen humorlose Tage bevor.

Tag 5: Habe heute auf dem Weg nach Hause einen Kommilitonen getroffen, der im selben Haus wohnt wie ich. Er fragte, ob wir nicht zusammen nach Hause fahren wollen. Ganz ehrlich? Das wollte ich nicht, ich war müde und genervt. Und das sagte ich ihm auch, mir blieb ja gar nichts anderes übrig. Später rief mich noch eine Freundin weinend an und erzählte mir von einem Streit mit ihrem Freund. Da fiel die verzweifelte Frage: „Glaubst du, er betrügt mich?“. Doofe Situation. Zutrauen tue ich es ihm schon. Und als gute Freundin sollte ich ihr wirklich eine ehrliche Einschätzung geben. Natürlich wollte sie lieber eine beruhigende Antwort hören und dementsprechend sprachlos war sie, als ich ihr diesen Gefallen nicht tat. Ich glaube, dass meine Aufgabe heute zum ersten Mal einen wirklichen Nutzen zeigte. Ich hatte meinen Mut zusammen genommen und mit der Wahrheit einer Freundin geholfen.

Fazit: Juchuu, ich habe noch Freude! Zum Glück stellte sich im Laufe der Woche heraus, dass es nicht allzu schwierig ist die Wahrheit zu sagen. Zwar musste ich darauf verzichten, Aussagen mit Ironie zu untermauern und ab und zu etwas länger überlegen, bevor ich antwortete. Aber insgesamt hat mir die Woche gezeigt, dass es sich in den meisten Fällen lohnt ehrlich zu sein. Lügen, die eigentlich jemanden vor der unangenehmen Wahrheit schützen sollen, führen meist genau zum Gegenteil. Manchmal ist die Wahrheit aber auch nicht notwendig. Denn ob ich meine Begegnung an Tag 5 wirklich so vor den Kopf hätte stoßen müssen, bleibt fraglich. Und falls du das hier liest: Das nächste Mal fahre ich gerne mit dir zusammen nach Hause!

Multikulti ist gescheitert?

Heinz Buschkowsky: „Neukölln ist überall“

Text: **Anna Aridzanjan** Bild: **Ullstein Verlag**

Die Integration von Migranten in Problembezirken ist misslungen, davon ist Heinz Buschkowsky überzeugt. Offenbar weiß der Mann, wovon er redet. Als Bezirksbürgermeister von Berlin-Neukölln hat er ein solches „Problemviertel“ tagtäglich im Blick.

Buschkowsky glaubt, dass es mit der jetzigen Integrationspolitik in Deutschland nicht weitergehen kann. In sozialen Brennpunkten mit hohem Ausländeranteil bilden sich, so berichtet er in „Neukölln ist überall“, Parallelgesellschaften. Er sieht durch die Abkapselung eine große Gefahr: Die Bewohner des „Ghettos“ würden ihre eigenen Gesetze machen und so die eigentlichen Werte und Normen des Landes, in dem sie leben, missachten. Am meisten sorgt sich Buschkowsky um diejenigen, die am leichtesten zu beeinflussen sind: die Kinder. Es macht ihn wütend, wenn ihnen Zukunftsperspektiven genommen werden, obwohl sie in einem Land wie Deutschland die Möglichkeit hätten, alles zu erreichen, was sie sich vornehmen.

Wenn Buschkowsky von „Migranten“, „Einwandererfamilien“ und „Menschen mit ausländischen Wurzeln“ schreibt, führt er meist Beispiele an. Dass es in diesen Beispielen um arabische Migranten, türkische Einwandererfamilien und muslimische Menschen mit ausländischen Wurzeln geht, fällt direkt auf. Wenn der Leser jedoch gleich die Rassismuskeule schwingt und Buschkowsky mit Sarrazin gleichsetzt, macht er es sich zu einfach. Beim aufmerksamen Lesen findet man in Buschkowskys Buch nämlich Abschnitte wie diesen: „Ich finde einen Großteil seiner [Sarrazins, Anm. der Red.] Ableitungen falsch und daneben. Ich finde auch seine undifferenzierte Einseitigkeit und seine Perspektivlosigkeit kritisierenswert. Seine Wortwahl ist mitunter recht verletzend. Aber deshalb kann sich die etablierte Politik nicht einfach der Themen verweigern, die der Bevölkerung erkennbar wichtig sind. Damit treibt sie die Menschen in die Arme der Radikalen. Gerade Volksparteien müssen offen sein – auch für einen schmerzhaften Diskurs.“

„Neukölln ist überall“ ist keine wissenschaftliche Abhandlung über Integration; es hat auch nicht den Anspruch, eine zu sein. Buschkowsky zieht keine Statistiken heran, weder real existierende noch sarrazinesk-verzerrte. Er berichtet lediglich von seinen Erfahrungen, sowohl den guten als auch den schlechten. Dabei betont er, dass es keinem etwas nützt, nur Beispiele für gelungene Integration anzubringen um damit Misserfolge zu relativieren. Buschkowsky sagt, dass er sich über jede neue Einbürgerung in „seinem Kiez“ freut. Er sagt aber auch: „Wenn wir uns um die Verkehrssicherheit an einer Straßenkreuzung kümmern müssen, zählen und betrachten wir da die Zahl er Unfälle oder erfreuen wir uns an den Fahrzeugen, die die Kreuzung unfallfrei passiert haben?“

Fazit: Ich bin hin und hergerissen. Buschkowskys Buch ist keine Wohlfühllektüre. Was man darin liest, klingt hart und manchmal flapsig. Es spricht eine deutliche Sprache, Berliner Schnauze eben. Immer direkt und ohne Schnörkel. Buschkowsky schert sich nicht um political correctness. Bei einigen pauschalisierende Formulierungen musste ich schlucken, etwa wenn er von einer „aggressiven Egozentrik des Islam“ schreibt. Er scheint jedoch generell sehr ungehalten zu werden, wenn Religion jeglicher Vernunft widerspricht…
Buschkowsky ist weder Nazi noch Populist. Er macht auf Zustände aufmerksam, wo Integrationspolitik gescheitert ist. Über seine Forderungen kann man streiten – und genau das wollte er erreichen. Streiten und nach Lösungen suchen ist zumindest besser, als die Augen vor dem Problem zu verschließen.

„Napoleon Dynamite“ (USA, 2004)

von **Kai-Arne Zimny**

Der eigenartige Teenager Napoleon Dynamite zeichnet gern Fantasietiere, hilft seinem neuen Kumpel Pedro Schulsprecher zu werden und alles endet mit einer Hochzeit. Zwischendurch begegnen wir seinem älteren Bruder Kip, der seine Zeit fast nur mit Onlineflirts verbringt. Außerdem einem Onkel, der seiner 20 Jahre zurückliegenden Footballkarriere nachtrauert und vielen anderen schrägen Figuren.

Der Protagonist geht auf die Highschool, doch viel mehr als das hat der (ultra-)low-budget Film „Napoleon Dynamite“ nicht mit typischen US-Teeniestreifen gemeinsam. In gewisser Weise ist er das Gegenteil eines solchen Films. Während im klassischen Hollywood jede Szene in irgendeiner Weise zur Handlung beiträgt und dabei oft eine unrealistisch schöne Welt zeigt, reihen sich hier Sequenzen aneinander, die nichts zum Verlauf der Gesamtgeschichte beitragen. Gerade die Szenen, die in einem Film sonst nicht zu sehen sind, etwa dass der Protagonist auf die Toilette geht, nur um sich die Nase zu putzen, oder wenig schmeichelhafte Nahaufnahmen von Gesichtern, sind eines der Markenzeichen dieses Streifens, die ihn ungewöhnlich und sehenswert machen. Der spezielle Humor – den manche Leute möglicherweise nicht einmal als Humor ansehen würden – ist vielleicht nicht jedermanns Sache. Dadurch polarisiert der Film: Entweder man findet ihn schwachsinnig oder genial. Um herauszufinden, zu welcher Gruppe man gehört, muss man ihn allerdings sehen. Ich kann „Napoleon Dynamite“ guten Gewissens empfehlen, meiner Meinung nach ist er genial!

Minderheitenquartett

- Das politisch semikorrekte Kartenspiel

von **Julia Wigger**

Das Minderheitenquartett ist ein Kartenspiel für 2-4 Spieler, bestehend aus einer kompliziert formulierten Spielanleitung, einer satirischen Grundlage und 33 Karten. Ziel des Spiels ist es, Minderheiten gegeneinander auszuspielen und möglichst viele von ihnen im eigenen Ablagestapel zu vereinen.

24 Minderheiten treten in Kategorien wie Bildungsniveau, Wohlstand und Schamgefühl gegeneinander an. Aber Achtung, denn ‘Wachkomapatienten’ haben öfter Sex als ‘Feministinnen’ und ‘Nazis’ überbieten ‘Juden’ und ‘Neger’ – kurz: Es sind Trümpfe im Spiel.

Aktions-, Gesellschafts- und Booster-Karten setzen die Minderheiten zusätzlich unter Druck. Geschickt eingesetzt, können diese die Mitspieler am Sieg hindern. Wahlversprechen, Zivilcourage und Genmanipulation versprechen Abwechslung und fordern die eigene Kreativität heraus. Im Zweifelsfall greift die Bundesregierung ein und argumentiert aus dem Stehgreif, warum die Interessen zweier Minderheiten nicht miteinander zu vereinbaren sind.

Dass der 3. Artikel des Grundgesetztes um das Merkmal ‘sexuelle Identität’ erweitert werde, könne nicht mit der Integration der Muslime einhergehen, da deren Akzeptanz gegenüber nicht-heterosexuellen Lebensweisen nur ‘wenig entwickelt’ sei, könnte dabei ein unsinniges aber gelungenes Beispiel darstellen, entspringt aber in diesem Falle der Realität. Diese Argumentation vor dem Rechtsausschuss des Deutschen Bundestages bildete die ideelle Grundlage für die Entwicklung des nicht perfekten, aber für Satirefans durchaus geeigneten Minderheitenquartetts: Spiele die Minderheiten gegeneinander aus!